



Die Zukunft.

Berlin, den 29. August 1903.

Die Große Therese.

Wölf Tage lang ist vor dem pariser Schwurgericht in Sachen wider Friedrich Humbert, seine Ehefrau Therese, seine Schwäger Emil und Romain Daurignac verhandelt worden. Wir haben nicht viel davon gehört. Die Prozeßberichte waren zu kurz, die Feuilletons zu sehr von eitler Sucht gefärbt, sich allen an der Hauptverhandlung Mitwirkenden überlegen zu zeigen, als daß ein klares, vor nüchternster Nachprüfung bestehendes Urtheil möglich wäre. Das ist kein Nationalunglück; statt uns, nach der Art kleiner Hinterhäuser, über die Skandalgeschichten der Nachbarschaft zu ereisern, sollten wir von der eigenen Thür den gehäussten Unrat wegkehren. Ob Therese Daurignac im Ehebett geboren oder ein „natürliches“ Kind ist, ob ihr Schwiegervater, der frühere Justizminister Humbert, ein Gauner war und ob der jetzige Justizminister, Herr Ballé, von dem Wucherer Tattaui an einer goldenen Kette gehalten wird: das Alles braucht uns nicht zu bekümmern. Wir haben nur zu fragen, was wir aus der tausendmal beschönigten und beschwätzten Geschichte lernen können. Der Thatbestand ist einsach; er schien nur kompliziert, weil die Taktik der Hauptangellagten und ihres Vertheidigers ihn in dichte Schleier zu hüllen suchte. Zwanzig Jahre lang hat das Ehepaar Humbert mit seiner Tochter Eva und den Geschwistern der Frau, Emil, Romain, Marie Daurignac, auf größtem Fuße gelebt. Ihre jährlichen Ausgaben betrugen ungefähr vierhunderttausend Francs. Sie waren im Élysée willkommene Gäste, der Präsident der Republik kam mit seiner Frau zu ihnen, Minister, Generale, Künstler, Gelehrte, Parlamentarier, Bürdenträger aller Grade drängten sich an ihren Tisch, und wo Tout-Paris Feste feierte, war Frau

Therese Humbert im dichtesten Haufen zu finden. Sie ließ die berühmtesten Weltschneiderfirmen, Worth, Paquin, Doucet, für sich arbeiten, trug die theuersten Pelze, kaufte Landgüter, Weinberge, umworbene Bilder, Bibelots, Porzelen und galt als eine der reichsten Frauen der üppigen Lutetia. Dabei verbarg sie den Freunden nicht, daß sie oft in Geldverlegenheit war. So gehts einem, wenn man allzu gewissenhaft ist. Ein Erbschaftsprozeß um hundert Millionen. Die Prozeßgegner, zwei angelsächsische Brüder Crawford, sind echte Gentlemen, verleihen intim mit den Humberts und schlagen einen durchaus annehmbaren Vergleich vor. Aber sie verbinden damit Heiratspläne, für die Eva zu jung ist und gegen die Maries Mädelnempfinden sich lange sträubt. Schließlich mag man ja auch nichts geschenkt nehmen. Das Verständige und Anständige ist, dem Recht seinen Lauf zu lassen. Wenn das Tempo dieses Laufes nur nicht gar so langsam wäre! Seit Jahrzehnten schleppt die Sache sich durch die Gerichtsinstanzen und noch ist kein Ende abzusehen. Therese muß den Prozeß gewinnen, hat ihn eigentlich schon gewonnen. Der beste Beweis dafür ist, daß die hundert Millionen in ihrem Geldschrank liegen. Doch sie sind ihr noch nicht in letzter Instanz zugesprochen; und das Vermögen vorher anzugreifen, würde eine Dame von so strenger Rechtslichkeit Frevel dünken. Lieber entleiht sie einstweilen das zum Leben nöthige Geld. Dantur opes nulli nunc nisi divitibus, sagt Martial; und sein nunc reicht bis in unsere Tage. Warum soll man den Humberts nicht borgen? Das Geld ist da. Jeder kann's sehen: gute Staatsrentenbriefe ruhen in Thereses Eisenspind. Die ersten Anwälte Frankreichs vertreten die Prozeßparteien und bestätigen, daß die Sache für die Crawfords schlecht steht und im schlimmsten — kaum denkbaren Fall — der Familie Humbert ein fetter Vergleich sicher ist. Die beste Gesellschaft von Paris verlebt bei den Leuten, ihr politischer und gesellschaftlicher Einfluß wirkt weithin, sie sind im größten Stil wohlthätig, haben, um dem kleinen Mann durchs schwere Leben zu helfen, die Rente Viagère, daß von jeder Gewinnabsicht freie Leibrenteninstitut geschaffen und kein Verdacht wagt sich auf ihre reine Höhe. Auch war Friedrichs Vater Justizminister und als das Muster eines sauberen, der Pflicht getreuen Staatsdieners bekannt. Wer trotzdem noch zaudert, wird durch Thereses Reden gereizt, durch Thereses Zinsangebote bezwungen. Die knickt und feilscht nicht erst lange: jeder Prozentsatz wird dem Darleher bewilligt. Die Schuldsscheine werden so ausgestellt, daß der Gläubiger noch auf seine Kosten kommt, selbst wenn er einen Theil des vorgestreckten Geldes in den Rauchfang schreiben muß. Kleine und große Wucherer langen nach

der profitlichen Ehre, mit Madame Humbert Geschäfte machen zu dürfen. So werden in zwei Jahrzehnten nach und nach ungefähr fünfzig Millionen zusammengeborgt; dringt Einer auf Rückzahlung des Geliehenen, dann ist schnell immer ein Anderer bereit, das Loch zu stopfen. Die Entscheidung, der Triumph der guten Sache naht ja. Die Crawfords sind schon recht mürrisch; und wenn Marienchen, daß gute Kind, sich nicht in den Kopf gesetzt hätte, die Frau des Kammerpräsidenten Deschanel zu werden, der sie allerdings auch jätztlich umwirbt . . . Spät erst erwacht das Misstrauen. Herr Waldeck-Rousseau, damals noch der Kämpfer von Paris, der juristische Berater der stärksten Kapitalisten, nennt die Sache Crawford contra Humbert in einem Plaidoyer den größten Schwindel des Jahrhunderts. Der geistreiche Antisemit Drumont eröffnet in seiner *Libre Parole* einen Feldzug gegen Theresie und ihre Sippschaft. Und endlich setzt der levantinische Bucherer Cattau, den der jetzige Justizminister Ballé vertritt, einen Gerichtsbeschuß durch, wonach der Geldschrank von Amtes wegen zu öffnen und der Inhalt zu prüfen ist. Der Schrank ist leer. Sämtliche Humberts und Daurignacs sind am Abend vor der Ausführung des Gerichtsbeschlusses entflohen. Nach Monaten werden sie in Madrid gefaßt und ins pariser Untersuchungsgefängnis eingeliefert. Während der langwierigen Voruntersuchung schweigt Theresie, die längst als der allein leitende Kopf, der Mennor vor den Nullen erkannt ist, hartnäckig und erwidert auf alle Fragen des Richters nur, erst vor den Geschworenen werde sie sprechen. Dann aber so ausführlich und rüchthallos offen, daß die Schaar ihrer Feinde vernichtet sein und sie, unter dem Jubel der Menge, als Siegerin aus dem Schwurgerichtssaal schreiten werde. Die Hauptverhandlung beginnt. Von allen Gläubigern hat nur einer, Cattau, sich dem Verfahren der Staatsanwaltschaft angeschlossen; die anderen — kein Bucherer hat gern mit den Gerichten zu thun — erklären im Verhörs, daß sie keine Ansprüche an Frau Humbert haben, und einzelne geben ihr sogar Ehrenatteste. Auch die Leibrentner zeigen sich befriedigt und Theresie kann triumphierend fragen, wem sie, außer einem abgefeimten Hallusken, denn eigentlich flagbaren Schaden zugefügt habe. Sie ist sehr redselig, stellt sich, wie eine Henne vor die bedrohten Küchlein, als Schützerin vor die drei Kammermänner, nimmt alle Verantwortlichkeit auf sich, giebt sich, je nach dem Bedürfnis der Stunde, sentimental oder paßig, beschuldigt den Vorsitzenden schnöder Parteileidenschaft, schmeichelst den Geschworenen, leugnet, entstellt, verdreht Alles, auch das unzweideutig Bewiesene, biegt allen heißen Fragen gewandt aus, sucht unangenehme Aussagen mit Wortschwälen wegzu-

schwemmen und verkündet immer wieder, hundertmal mit der selben Emphase: wenn der lezte Zeuge vernommen, das lezte Plaidoyer beendet sei, werde sie Alles sagen. Wo die Crawfords, wo die Millionen sind. Je dirai tout. Ettout sera payé. Dann werde man staunen. Ein Familiengeheimniß. Auch ihr geliebter Friedrich ahne nichts. Über die Freisprechung sei sicher wie das Amen in der Kirche . . . Als es so weit ist, vernehmen die atemlos Aufhorchenden ein wirres Gefasel. Kindische Phrasen über das den allerehrlichsten Menschen Frankreichs angethane Unrecht. Ein endloses Gestöhnen über das Weh einer der Pflicht stets treuen Frau, die durch niederträchtige Bettelungen um ihre Habe gebracht und in den Straßenloth geschleift worden sei. Und schließlich, nach langem Zögern, der bluff: Crawford heiße Régnier und sei der Vetter des in der französischen Legendengeschichte berüchtigten Schuftes, der, in Bismarcks Auftrag, Bazaine in Mex zum Verath löste. Und weil die hundert Millionen aus so schmutziger Quelle kamen, habe sie, die zuverlässigste Patriotin, geschwiegen, geleugnet, die Thatsachen anders dargestellt, als sie sind. Maintenant je dirai tout. Et tout sera payé. Wo die hundert Millionen sind? Crawford-Régnier wird sie schon bringen. Ein sinnloses Märchen. Eine von den Geschichten, die der Franzose contes à dormir debout nennt. Starr sehen Richter, Geschworene, Zuschauer einander an. Das ist die große, lange verheissene Enthüllung? Ein Richter geht durch die Reihen. Doch Therese ist nicht zu beirren. „Sie werden uns streitsprechen. Sie müssen. Ich werde heute nachts bei meiner Schwiegermutter schlafen. Die Qual ist beendet. Schnell, meine Herren Geschworenen! Wir haben volles Vertrauen zu Ihnen, denn Sie sind unabhängige und gewissenhafte Bürger. Schütteln Sie das Gewicht der ungeheuren Verantwortlichkeit ab, das seit zwölf Tagen auf Ihrem Herzen lastet!“ Schluss der Debatte. Zweihundachtundfünfzig Schuldfragen werden verlesen. Die Jury zieht sich ins Verathungzimmer zurück. Nach sieben Stunden verkündet der Schwurgerichtspräsident: Fünf Jahre Buchthaus für das Ehepaar Friedrich und Therese Humbert, zwei und drei Jahre Gefängniß für Emil und Romain Daurignac.

So ungesähr sieht das Skelett der Sache aus. Ungefähr; ich habe die Verhandlungstenogramme im Journal mit heitem Bemühen gelesen, trotz dieser unerschöpflichen Arbeit Manches aber vielleicht nicht ganz genau wiedergegeben. Unerwähnt blieb, zum Beispiel, daß Friedrich Humbert Abgeordneter war und im Palais-Bourbon, wie überall, den träumerischen Künstler, das weltfremde Kindergemüth mimte und daß der entscheidende Gerichtsbeschuß und die Flucht der ehrenwerten Familie Folgen der Ra-

nonade waren, die Herr Waldeck-Rousseau in der Zeitung *Le Matin* gegen sie beginnen ließ. Hundert allerliebste Einzelheiten; deutsche Leser würden schon mit heiterem Staunen vernehmen, welche Summen Mama Theresie jährlich für Hüte ausgab. Die lange genährte Hoffnung auf eine politische Sensation wurde getäuscht. Staatsanwaltschaft und Vertheidigung hatten sich von vorn herein geeinigt, das Altenbündel nicht aufzuschnüren, daß die Bettelbriefe und Dankschreiben bekannter Politiker enthielten; und da auch die Geschworenen sich nicht neugierig zeigten, erfuhr man nichts von der schmierigen Schachermachei, die Jahrzehnte hindurch Amtler, Freunden, Titel, Bändchen und Palmenabzeichen vergab. Kein Mensch kümmerte sich diesmal um den dossier secret, dessen Entsiegelung anno Dreyfus so stürmisch begehrte worden war (natürlich: damals sollte der Große Generalstab, jetzt konnte die regierende Bourgeoisie blosgestellt werden). Und doch stand an der Barre der selbe Vertheidiger, der in den Fällen Zola und Dreyfus so wundervoll gegen Geheimnisfrämerei und Verfuscung gewettert hatte: Herr Fernand Gustave Gaston Labori. Herr Henri Robert, der berühmteste Kriminalanwalt von Paris, hatte, als er die Alten kannte, das Mandat zurückgegeben; mit dieser Sache und dieser Hauptklientin schien ihm nichts zu machen. Herrn Labori plagte kein Strudel; er, der in Deutschland mindestens acht Tage lang der populärste Mann gewesen war, in der Heimat aber alle einträgliche Praxis verloren hatte, brauchte einen Riesenprozeß, der seinen vervehmten Namen säubern und wieder in der Leute Mund bringen konnte. Ist Dir, lieber Leser, nicht aufgefallen, wie fühl in der Presse der Mann nun behandelt wird, den Du vor vier Jahren als das größte forensische Genie rühmest? Das Rätsel ist leicht gelöst: Labori hat sich mit den Häusern Reinach und Dreyfus verzaubert, in seiner Grande Revue unbequeme Coulissengeheimnisse ausgeplaudert, Herrn Alfred Dreyfus vorgeworfen, daß er sich, statt für sein Recht zu kämpfen, begnadigen ließ, — kein Grund also mehr, für einen so unzuverlässigen Herrn sich heute noch zu erhitzen. Der Advokat aber hat sich nicht verändert. Ein starkes Temperament, volsthümliche, von einer flingenden Stimme unterstützte Veredsamkeit, schlauste Berechnung aller der Nabulistenkunst erreichbaren Wirkungen und eine crânerie, die Händel mit dem Gerichtshof sucht, nicht meidet. Ein großes Talent kleinen Stiles; und als Vertheidiger für den Angeklagten eine Lebensgefahr. In Versailles redete er Zola ins Verderben. In Rennes flehete die Familie Dreyfus ihn an, zu Gunsten seines Klienten auf das Blaibohr zu verzichten. Als Anwalt der Humberts hatte er eine unbegreiflich thörichte Taktik gewählt. Die Jury, sagte er, müsse freisprechen, weil nicht unzweideutig

bewiesen sei, daß die Crawfords mit ihren Millionen nicht doch irgendwo leben. Ein tollkühner Witz, mit dem selbst das Gewissen wohlwollender Leute richter nicht zu tödern war. Und schließlich half er Frau Humbert gar noch bei ihrer blödummen Enthüllung, bereitete den Fehlschlag mit Siegermiene rhetorisch vor und stellte sich, als ob er fest an die läppische Mät glaube. Dazu hätten Berryer, Lachaud und die anderen großen französischen Barreauredner sich nicht hergegeben. Den geächteten dreyfusard aber mochte gerade dieser Schlußeffekt reizen. Bazaine, Régnier, in doppelter Gestalt also der gallischer Phantasie unentbehrliche trautre, im Hintergrund Bismarck als Versucher und Satanas: da kann der Patriot sich im Bengallicht zeigen. „Der Name, den Sie hören werden, wedt in jedem Franzosenherzen wehes Erinnern und heiße Empörung. Das furchtbare Geheimniß, das meine Klientin Ihnen entschleiern will, wiegt eben so schwer wie die ganze Anklage. Die Crawfords leben. Die hundert Millionen sind vorhanden.“ Die Klientin aber kam über dunkle Aneutungen nicht hinaus; wahrscheinlich wollte es der Vertheidiger so. Waren die Millionen der Sündensold für den meyer Berrath? Ist Theresé, deren Heimathpapiere nicht in Ordnung sind, Régniers Tochter, ein „Kind der Liebe“, und erfand sie den Crawford-Roman nur, weil sie sich schämte, Leben und Vermögen einem Landesverräther zu danken? So rührende Zweifel sollte die Zuri ins Berathungszimmer mitnehmen... Der Obmann der Geschworenen hat einem Interviewer gebeichtet, dieser letzte Streich habe dem Fau den Boden ausgeschlagen. Das Gefabel war allzu dummk. Friedrich und Theresé wurden der Fälschung und des Betruges schuldig gesprochen.

Kläglicher konnte eine Sache nicht enden, die durch die Großartigkeit des Schwindels selbst redlichen Leuten imponirt hatte. Das Gerüst der Tragikomodie ist aus alten Brettern zusammengefügt. Und wer den Stoff auf die Bühne bringen will, sollte vorher die Volpone von Ben Jonson, den Turcaret von Le Sage, Balzacs Mercadet, Bequess „Naben“ und Zolas Héritiers Rabourdin durchstudiren. Neu ist nur der Umfang des Betruges. Der junge Schiller ließ seinen Fiesko rufen: „Den Betrüger abdet der Preis. Es ist schimpflich, eine Börse zu leeren; es ist frech, eine Million zu vertreuen; aber es ist namenlos groß, eine Krone zu stehlen. Die Schande nimmt ab mit der wachsenden Sünde.“ So dachten auch die Pariser, da sie Frau Humbert mit dem Ehrennamen der Grande Thérèse schmückten. Auf blauen Dunst fünfzig Millionen zusammenzupumpen, ohne einen Heller eigenen Vermögens den asinus aureus für sich arbeiten zu lassen, mit Buchergeld politische Macht zu erwerben, Minister, Abgeordnete, die Häup-

ter der Gelehrtenrepublik am Füdchen zu lenken: Das dünkte sie groß. Den Betrüger absetzt der Preis. Und statt eines starken Schlussakkordes nun das Leierkastenspiel vom Patriotenschmerz und von Judas, dem argen Verräther, und seinen durch Zins und Zinseszins gemehrten Silberlingen. Statt eines wuchtig niedersausenden Streiches das Gestammel einer Duxenhochstaplerin. Die Große Therese ist uninteressant geworden, wie irgend ein raseur, dessen undämmbarer Redestrom empfindliche Leute aus seiner Nähe scheucht.

... Doch — zu spät fällt mirs ein — hier sollte ja nur gefragt werden, was wir aus der Geschichte lernen können. Nicht viel Neues für unsere Erkenntniß des Menschen als politischen Thieres. Seit Apulejus die Metamorphosen schrieb, hat das Wesen des aufrichtigen Befürührers sich wenig geändert; auch der in einen Esel verwandelte Held des Numidiers fand Gauner als thronende Herrscher, Böcke als Gärtner, Schafe als Staatschäuler, am Altar geile Affen, auf dem Richtersitz würdevoll glotzendes Kindvieh. Und unter den Dächern, die der Hinkende Teufel abdeckte, sah es nicht wesentlich anders aus als in den Stuben der Humberts und Daurignacs. Der alte Adam hat sich nicht so völlig gewandelt, wie unsere Wissenschaftstueter vor der Homunkelphiole wähnen, ohne des weisen Wortes zu achten, daß ein abgesetzter Gott den goethischen Teufel gelehrt haben könnte: „Wer lange lebt, hat vielerfahren; nichts Neues kann für ihn auf dieser Welt geschehn.“ Der Herkunftsgleisenden Besitzes und fühlbarer Macht wurde nie ängstlich nachgefragt; stets schwieg die Moral, wenn Gewinngrier in Brünsten schrie; und das wichtigste aller Sittengesetze heißt, seit den Tagen des listigen Odysseus: Laß Dich niemals auf Schmuggelpfaden ertappen! Neu war nur die Größe der erschwindelten Summe (aber mußte man nach Bonapart, Lefèvre, Herz, Arton das Handwerk nicht ins Große treiben, um Kunden zu fangen?), neu besonders die Technik des Betruges. Ein Jahrzehnt lang mit Ausbildung höchsten Juristenscharffinnes geführter Civilprozeß, der an Gebühren und Spesen mehr als eine Million verschlingt, alle Gerichtsinstanzen beschäftigt und in dem Alles erfunden ist: das Objekt und die Gegenpartei. Das, hat man uns oft erzählt, wäre in Deutschland nicht möglich; deutsche Richter und Anwälte hätten die Crawfords mit den hundert Millionen zu sehn verlangt und den Schwindelversuch schnell durchschaut. Wirklich? Auch in unserem Civilprozeß erscheinen die Parteien nicht persönlich vor der Kammer; ein richtig ausgefülltes Vollmachtformular berechtigt zur Vertretung; und mit der Laterne mag man den Anwalt suchen, der, wenn er hunderttausend Mark Vorbehalt bekommen hat, an der Leibhaftigkeit eines so solventen Wesens zweifelt. Solcher

Klient lebt, weil er zahlt. Rechtslehrer sollten ihren Seminaristen die Aufgabe stellen: Wäre der Prozeß Humberte/a Crawford im Bereich des Bürgerlichen Gesetzbuches möglich? Die Antworten könnten unserer Civilprozeßordnung eben so großen Nutzen bringen wie Dostojewskis Verbrecherroman einst der russischen Strafrechtspflege. Statt uns wieder einmal in der Herrlichkeit deutscher Zustände zu sonnen, sollten wir unsere Richter dringend bitten, sich ein Beispiel an der Behandlung zu nehmen, der in Paris Angeklagte und Vertheidiger sich freuen durften. Kein ratsches Wort, kein Gemühen, dem Angeklagten die Pein seiner Lage zu schärfen; joviale Milde, an den heikelsten Stellen leise Ironie und immer eine nicht zu erschöpfende Geduld. Damit sie sich so sicher und frei fühle wie früher, durfte Therese auf der Sünderbänk Spiegelschleier und weiße Handschuhe tragen. Sie wurde nicht eingeschüchtert, nie angefahren, wenn sie nervös aufreischte; sogar der beGrobheiten nahm der Vorsitzende mit lächelnder Ruhe hin, weil er sich sagte: Hier kämpft mit übermächtigen Menschen ein entwaffnetes, im Kerker zermorschtes Geschöpf um sein Bißchen Leben und solcher Kampf heißt stets ehrfürchtiges Mitleid, — mag der Kämpfer auch zur Auschüßwaare der Schöpfung gehören. Man muß vor berliner Richtern gestanden, muß die niedرزiehende Schwach einer Lage empfunden haben, in der jedes leidenschaftliche, jedes den groben Ankläger mit den guten Waffen stolzer Satire befriedende Wort wie die Frechheit eines Strolches gehandet wird, um den Werth so humaner Behandlungsform schätzen zu können. Auch wer nicht einer ehrlosen Handlung bezichtigt ist, kann sich bei uns nicht frei seiner Haut wehren. Jedes Zufallswortchen erzürnt die Richter, jagt den Prokurator von seinem Stuhl, trägt dem Angeklagten am Ende gar eine Ordnungsstrafe ein. Nicht wie ein Gebildeter zu Gebildeten darf er reden, komisches Mißverständnis nicht witzig lösen; die Wimper darf ihm nicht zucken, wenn er von einer dicken Null in der Sammelfreistoffrobe, ein Wehrloser, wie ein Spiegbube gescholten, wie ein lästiger Landstreicher beschimpft wird. Dann schweigt der Vertheidiger; der Ankläger nimmt ja nur seine berechtigten Interessen wahr, spricht, wie des Landes der Brauch ist, und ein Protest des Unwaltes könnte die Stimmung des Gerichtshofes verderben; man macht sich also grün, um nicht von den Ziegen gefressen zu werden. Dabei finnt Niemand böses: so war es immer; und wer als Gentleman behandelt werden will, soll sich vor Anklagen hüten. Doch Niemand bedenkt auch, wie furchtbar der Mensch, der da im König hockt, vielleicht schon während des aufreibenden Vorverfahrens gelitten hat, wie das Bewußtsein, hier als ein Wesen zweiter Klasse zu gelten, seine Vertheidigung lähmt; daß er erregbarer und

erregter ist als seine Richter, die in ihm den zweiundzwanzigsten Fall ihres Wochenpensums sehen; daß er, fast schon verzweifelt, um Freiheit und Lebenslust ringt; und daß Menschenwürde zur Schonung des Unbewehrten verpflichtet... Die Moabiter könnten aus der pariser Prozedur Manches lernen.

Einen Mangel aber hatte diese Prozedur; einen, der nur ungerügt bleiben konnte, weil er die Möglichkeit zu Laboris billigem Patriotentrumpf schuf: kein ärztlicher Sachverständiger wurde vernommen. Ist die Frage nach Thereses strafrechtlicher Berechnungsfähigkeit gar nicht aufgetaucht? Sie hat zwanzig Jahre lang eine Rolle gespielt, die nur eine annähernd genialische Intelligenz ausfüllen konnte, und an den letzten Tagen der Hauptverhandlung dann wie ein dummes Waschweib geschwätzt. Die albernsten Lügen; ein kindisches, ganz unnöthiges Ableugnen klar bewiesener Thatachen. Vielleicht hat Misogynie zu Gericht; vielleicht dachten Juristen und Laien: So sind alle Weibsen. Sie könnten sich auf Schopenhauer berufen, der gesagt hat: „Die Natur hat dem Weibe nur ein Mittel gegeben, sich zu vertheidigen und zu schützen: die Verstellung; es ist für eine Frau so selbstverständlich, zu lügen, wie für ein Thier, sich seiner natürlichen Waffen zu bedienen.“ Lombroso, der in Frankreich jetzt mehr Anhänger hat als bei uns, citirt in seinem schwächsten Buch — „Das Weib als Verbrecherin und Prostituierte“ — noch stärkere Aussprüche: der Weiberverachtung. Das Gesetzbuch des Manu entzieht dem Frauenzeugniß jede Beweiskraft. In Birma dürfen Frauen nur auf der Schwelle des Gerichtssaales ihre Zeugenaussage machen, die denn auch nicht für vollgenommen wird. „In vielen Sprachen hängt das Wort ‚Eid‘ und ‚Zeugniß‘ (*ópxos, testis*) mit dem zusammen, das die Hoden des Mannes bezeichnet“; danach wäre also nur der Zeugner zeugnissfähig. Im Türkenreich gilt eines Mannes Rede gleich der zweier Weiber. Jola: „Frauen sind nicht im Stande, präzis auszusagen; sie belügen Jeden: den Richter, den Geliebten, die Tope, — sich selbst.“ Als Eidsgenossen werden noch Seneca, Molière, Balzac, Flaubert, Stendhal angeführt. Auch hartnäckiges Zeugnen soll bei Weibern viel öfter als bei Männern vorkommen; so habe eine des Giftmordes Angeklagte steif und fest behauptet, die schädliche Wirkung des Ursens sei ihr unbekannt gewesen. Man denke... Mit so kirchenväterlicher Asiatenweisheit ist im Kulturfreis des Weltwestens nichts anzufangen; und im Lande der galanten Gallier ist selbst den verstaubtesten Altenwälzern solches Vorurtheil nicht zuzutrauen. Warum aber hat man die Humbert nicht untersucht und beobachtet? Nicht Vigny's schwächstes, zwölftmal im Jahr unreines Kind war, mit seinen spezifischen Weibeigen-

schästen, zu erforschen: den besonderen, vielfach determinirten Menschen, der da tobte und greinte, fluchte und säuselte, mußte ein Sachverständiger, einer aus der Schule Bernheims oder Sullys, bis in des Wesens Kern prüfen.

Dann noch ram Geschäftswelt über Gassion vaoorti um Sehen & Conterstumpf.

Ich mußte, während das Auge sich durch die Riesenpalmen der Stenogramme quälte, immer wieder an ein kleines Buch denken, das ich vor zwei Jahren gelesen hatte. Es heißt: „Die pathologische Lüge und die psychisch abnormen Schwindler; eine Untersuchung des allmählichen Überganges eines normalen psychologischen Vorganges in ein pathologisches Symptom“; der Verfasser ist Herr Dr. Anton Delbrück, Forens früherer Assistent und selbständiger Schüler. Ein Anfänger erst; doch einer, der weit in dunkle Provinzen der Psyche hineinreicht. Auf der dritten Seite schon stehen Sätze, die im Katechismus keines Kriminalisten fehlen dürfen: „Dass es zwischen der vollständig normalen Geistesbeschaffenheit und geistiger Krankheit überall keine scharfen Grenzen giebt, ist eine Thatsache, die zwar oft hervorgehoben, jedoch durchaus noch nicht allgemein anerkannt ist. Und doch ist die richtige Beurtheilung gerade dieser Zustände praktisch, namentlich in forensischer Beziehung, von der allergrößten Wichtigkeit.“ Aus dieser Betrachtung ergiebt sich die Notwendigkeit, den Begriff verminderter Berechnungsfähigkeit in die Rechtspraxis einzuführen. Doch ich will nicht mit erborgerter Wissenschaft prunkeln, die Laienirrtum vielleicht um den stärksten Theil ihrer Wirkung brächte, sondern einfach berichten, was ich in dem schmalen Buch gefunden habe. Zunächst einen „Fall“ aus der schweizerischen Irrenheilanstalt Burghölzli. Ein Dienstmädchen. In Österreich geboren. Findelkind; nach anderer Angabe die Tochter armer Winzer. Ein Geistlicher empfiehlt die knapp Zwanzigjährige einem Grafen als Kindermädchen. Sie liest Romane, vernachlässigt die ihrer Obhut anvertrauten Kleinen und erzählt jedem, ders hören will, sie sei Prinzessin von Spanien und werde nächstens einen Palast und ein großes Vermögen erben. Gewöhnliche Aufschneiderei? Doch nicht. Sie wird nach einem Stattkrampf ins Spital geschafft und als bleichsüchtig und hysterisch erkannt. Aus dem Krankenhaus kommt sie in die Schulschwesternanstalt. Der Graf entläßt sie aus dem Dienst, weil sie unbrauchbar ist und das Blaue vom Himmel lügt. Als sie von Spanien genug hat, redet sie einem ihr befreundeten Haussmädchen vor, sie sei die außereheliche Tochter des Königs von Rumänien und ihr Onkel der Kardinal-Primas von Ungarn. Dieser Kirchenfürst schreibt an die Freundin seiner Nichte oft Briefe; Briefe mit groben grammatischen Fehlern zwar: aber ein ungarischer Kardinal braucht doch nicht

gutes Deutsch zu schreiben. Die Briefe kommen nie mit der Post vom Magyaroglobus; die Nichte selbst bringt sie der Freundin: sonst könnte einer unterschlagen werden und den Aufenthalt der gehafteten Thronprätendentin verrathen. Deshalb schickt sie der Kardinal durch Boten, die mit ihrem Leben für die richtige Bestellung haften. Forel und Delbrück haben die Briefe gelesen. Viel pastoraler Schulst, geringe Schulbildung. Die Schrift von Frauenhand, aber nicht von der des Kindermädchen. Nach einigem Zögern lehnt die Freundin der Pseudoprinzessin eine für ihre Verhältnisse beträchtliche Summe. Als sie sich dann wie er ungläubig zeigt, wird sie mit Dolch und Revolver bedroht und muß auf das von zwei Kerzen beleuchtete Kreuzig schwören, nie zu verrathen, daß die Nichte des Kardinals ihr Geld schulde. Die Suggestivkraft der Kranken ist so groß, daß ein Arzt, zu dem sie ins Haus kommt, all ihre Märchen, Krafft-Ebing später noch einzelne glaubt. Neue Wahngesilde folgen; aber auch neue Abenteuer. Ein ungarischer Grundbesitzer nimmt die Darbende auf; auch er hält sie für eine Königstochter. Um nicht entdeckt zu werden, trägt sie Männerkleider, manchmal die Uniform eines Jägeroffiziers, und trinkt und raucht wie ein im Kasino Erwachsener. Mit dem Dienstbuch eines Knechtes flieht sie in Dienerlivree nach der Schweiz, gibt sich dort zuerst für einen armen Studenten, später für einen reichen Erben aus, entlockt einem Pfarrer neuhundert Franken, wird verhaftet, als Weib registriert, zu vier Monaten Gefängnis verurtheilt, nach Burghölzli gebracht, darin am Oesterreich ausgeliefert und von Krafft-Ebing in Graz untersucht. Seine Diagnose lautet: „Typischer Fall von originärer Paranoia.“ In Burghölzli hatten Forel und Delbrück, neben sonträrer Sexualempfindung, festgestellt: „überschwängliche, daß klare Denken störende Phantasie, als Folge davon instinktiver Hang zu Lüge und Täuschung.“ Sie war unerschöpflich im Erfinden wüstster Wundergeschichten; dabei überall beliebt und im Besitz einer besonders von Frauen kaum abzuwehrenden Gewalt über den Menschenwillen. Vor Gericht, als ihr hundert Schwindleien nachgewiesen sind, nennt sie sich das Opfer schändlichen Truges, verwehrt sich gegen die Annahme einer Psychose und jammert, daß man ihr, die stets im besten Glauben gehandelt habe, jetzt die Ehre rauben wolle ... Paranoia oder strabarer Betrug? Dr. Delbrück antwortet: Ein Grenzfall; das Wahnsystem knüpft sich an einen bewußt ausgeführten Betrug und aus dem ersten wirren Gestrahm wird, weil dem Phantasielen alle Hemmungen fehlen, schnell pathologische Lügensucht. Der Arzt schildert auch leichtere Fälle, Menschen mit normaler vita sexualis, die dennoch zu psychisch abnormalen Schwindlern werden, erinnert an die „retroaktiven Halluzinationen“, die

Gottfried Keller, nach eigener Erabenerfahrung, seinen Grünen Heinrich erleiden ließ, und an das Wort, das Goethe über seinen Jugendhang zum Renommiren und Fabuliren sprach: „Wenn ich nicht nach und nach, meinem Naturell gemäß, die Lustgestalten und Windbeuteleien zu künstlerischen Darstellungen hätte verarbeiten lernen, so wären solche ausschneiderischen Anfänge gewiß nicht ohne schlimme Folgen für mich geblieben. Betrachtet man diesen Trieb (erfundene Märchen als Erlebnisse zu erzählen) recht genau, so möchte man in ihm diejenige Anmaßung erkennen, womit der Dichter selbst das Unwahrscheinlichste gebieterisch ausspricht und von einem Jeden fordert, er solle Dasjenige für wirklich erkennen, was ihm, dem Erfinder, auf irgend eine Weise als wahr erscheinen könnte.“ Das gut aquilibrierte Gehirn, sagt Delbrück, scheidet hier den Dichter vom „abnormen Schwindler“. Von schwerer Allgemeinerkrankung bis zu verminderter Berechnungsfähigkeit und hypertrophischer, alle anderen Hirnfunktionen überwuchernder Phantasie geleitet der Psychiater und schlägt schließlich vor, die Fälle, wo Fälschung des Erinnerns sich bewusster Lüge mischt, unter dem das wichtigste Symptom klar bezeichnenden Kennwort pseudologia phantastica zusammenzufassen.

In diese morbide Reihe gehört Frau Therese Humbert. Alle Symptome, die Forel und Delbrück aufzählen, sind an ihr sichtbar. Sie müßte ein Genie sein, wenn sie bewußten Sinnes zwei Jahrzehnte lang das Lügengenäuel auf- und abgewickelt hätte, und eine unheilbare Paranoïa, wenn sie wirklich dem Wahnsinn verfallen wäre, ihre Schwurgerichtstafel könne zur Freisprechung führen. Eine Schwerkrankin wäre hundertmal aus der Rolle gefallen; eine Normalschwindlerin hätte pariser Geschworenen nicht täglich zugemutet, die Humberts und Daurignacs für die ehrlichsten Leute Frankreichs zu halten. Staunend lauschten Hunderttausende dem wirren, sinnlosen Gedöhn und fragten, fast ärgerlich, dann: Das ist die Große Therese, die den geriebensten Buchertern fünfzig Millionen abgelockt hat?... Sie war nie groß, war, mit all der jugendlichen Gewalt, die man so oft an Hysterischen sieht, ein fränkeldes Hirn, das Wahrheit und Lüge kaum noch zu unterscheiden vermochte, und wurde zur blöden Schwätzerin, als in der Gesängnisszelle die Nachtmahlersicherheit von ihr wich. Die Große Therese, das den sleptischen Parisern durch weiterwirkende Autouggestion aufgezwungene Wahngesäß, hat nie gelebt. Die psychisch abnorme Schwindlerin Therese Humbert wird, als ein Musterschuldfall, aus den Lehrbüchern der Psychiater nie wieder verschwinden.



Wirtschaft und Politik.*)

Anendlich reich an Schattierungen ist die Reihe verschiedenartiger Erscheinungen, die im gesellschaftlichen Leben von Vorgängen unbewußter Entwicklung zu solchen bewußter Willenshandlung hinüberschreitet. Trotzdem stehen die polaren Gegensätze klar da: auf der einen Seite die That des Einzelnen, des persönlichen Mikrokosmos, auf der anderen die Entfaltung des Volkes, der regelmäßigen Einheit menschlicher Gesellschaft. Und suchen wir von diesen Gegensätzen her einen der Hauptunterschiede zwischen gesellschaftlich bewußten und unbewußten Vorgängen aufzustellen, so wird sich sagen lassen, daß die unbewußten Vorgänge meist, wenn nicht immer, ein anderes Zeitmaß ihrer Entfaltung aufweisen als die bewußten. Rasch ist die That, langsam, mit vegetativer Ruhe, reisen die Zustände. Dieser Gegensatz erklärt, warum die Zustände, auch insofern sie schon geworden sind, so spät

*) Herr Professor Lamprecht, von dessen „Deutscher Geschichte“ (Heyse's Verlag) auf diesen Blättern so oft rühmend gesprochen wurde, hat die geradlinig vorwärtsführende Arbeit an seinem Lebenswerk für eine Weile unterbrochen. Methodologische Untersuchungen und Kämpfe, in denen er, wie heute auch in Deutschland fast nur noch von älteren Kunstrivalen bestritten wird, Sieger blieb, nahmen ihn zunächst in Anspruch. Auch fühlte er mehr und mehr die Notwendigkeit, den Rahmen des Werkes zu erweitern, in der Darstellung neuer und neuster Zeit nicht nur das Getippe, sondern auch Nerven und Muskeln zu zeigen. Dazu kam ein psychologisches Moment. „Als ich“, sagt er, „zur Darstellung der Geschichte des nationalen Seelenlebens im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gelangte, zeigte sich, daß die psychologische Charakteristik des individualistischen Zeitalters bei seinem Ausgang im achtzehnten Jahrhundert in der Tiefe und Klarheit, die als Ziel vorschweben mußten, nur erreichbar war unter durchaus eingehender Kenntnis schon des nächsten, subjektivistischen Zeitalters, das in der deutschen Entwicklung mit der Periode der Empfindsamkeit einsetzt. Und als ich zunächst das seelische Wesen dieser Periode festzulegen suchte, ergab sich wiederum, daß das vollständig nur möglich war unter ganz anschaulicher und ganz genauer Kenntnis der psychischen Strömungen des neunzehnten Jahrhunderts, vor Allem auch der jüngsten Zeit und der Gegenwart.“ So entstanden zwei Ergänzungsbände, deren erster die neuzeitliche Entwicklung der Tonkunst, Dichtung, Bildenden Kunst und Weltanschauung schilderte und deren zweiter von der Evolution unseres Wirtschaftslebens, von sozialen Neubildungen, Umbildungen und deren Gegenwirkungen sprach. Diesen Bänden, die sehr viele Leser fanden, lädt Lamprechts bewundernswerte Arbeitskraft schon jetzt einen dritten folgen, der Ende September erscheinen soll und aus dem hier ein Bruchstück veröffentlicht wird. Er erzählt (unter dem Gesamttitle der Ergänzungsbände: „Zur jüngsten deutschen Vergangenheit“) von der Entwicklung der Parteien, der Reichsverfassung, der Wirtschaft-, Sozial-, Schul-, Reichen- und Kolonialpolitik, von den Anfängen imperialistischer Expansion und schließt mit einer Darstellung der Ergebnisse neudeutscher Weltpolitik.

und erst auf höheren Kulturstufen Gegenstand bewusster Kenntnis werden; es bedarf eines systematisch angewandten Gedächtnisses und vieler Vorauflösung, um ihre Handlungen zu spezifizieren. Heute freilich bezweifelt Niemand, auch kein politischer Historiker mehr, daß die Zustände im gewaltigen Umschwüngen ständig wechseln und daß eben dieser Wechsel die Kernbewegung des historischen Lebens ausmacht.

Und liegen schließlich in der Entwicklung des Individuums, des Einzelmenschen und des Einzelorganismus überhaupt, nicht die gleichen Verhältnisse vor? Mit den unabänderlich und uns unbewußt verlaufenden Bewegungsvorgängen von der Kindheit zur Jugend und von der Jugend zum Männer- und Greisenalter sind wir eingeschrieben in den Entwicklungsprozeß des Alts; Niemand kann seiner Länge eine Elle zusetzen; und wo wäre der Biograph, der sich der Lebenseintheilung seines Helden in die großen Perioden natürlichen Blühens und Weltens zu entwinden vermöchte?

Es kann keine Geschichte der That in der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit — und am Wenigsten der politischen That — gedacht werden ohne deren eingehendste Fundamentierung in den unbewußten Lebensprozessen der menschlichen Gemeinschaft, der sie angehört, soll anders die politische Geschichte nicht in zu befriedigende Neugier und zu verstärkenden Klatsch verlaufen. Welche aber sind diese Lebensprozesse?

Die volle Antwort auf diese Frage würde eine Abhandlung erfordern, in der die einzelnen geschichtlichen Ereignisgruppen und Zustände auf den regulären Grad ihrer Unbewußtheit zu untersuchen und nach ihnen zu klassifizieren wären. Hier sei nur der Geschichte des Wirtschaftslebens und der sozialen Entwicklung gedacht.

Man kann die gesamte Wirtschaftsentwicklung als einen Prozeß der Intensivierung der menschlichen Arbeitweise und der Kapitalbildung ansehen, falls man unter Kapital wirtschaftliche Machtmittel, gleichviel, welcher Art, ob nun in Klima und geographischer Lage, ob in Grund und Boden, ob in mobilem Kapital gegeben, versteht. Ja, man kann von diesem Standpunkt aus, der sich vielleicht von dem Nationalökonomie der modernen Wirtschaft, sicherlich aber nicht von dem Historiker mehrerer innerlich verschieden gearteten Wirtschaftszeitalter umgehen läßt, um noch einen Schritt weiter vorzutragen. Man wird sagen dürfen, daß am Ende nur die Intensivierung menschlicher Arbeitweise den Inhalt der Wirtschaftsgeschichte ausmache. Denn wenn Geschichte Seelenleben in statu nascendi, Seelenleben der Entwicklung ist, so sinkt das Kapital zu einer bloßen Bedingung der Auswirkung dieses Seelenlebens herab, in welcher Art von natürlichen, nicht psychischen Gegebenheiten, im Wechsel oder Nichtwechsel der Jahreszeiten, im Vorkommen von Mineralröhren, in der Ausbeutungsfähigkeit von natürlichen

Energien des Dampfes oder Wassers es auch besthe. Und würde eine solche Ansicht, wie sie ähnlich schon Rodbertus vorgetragen hat, nicht mit einer psychologischen Theorie der Wirtschaftsstufen zusammentreffen, die den Inhalt der Wirtschaftsgeschichte in dem Fortschritt jener seelischen Spannung erblickt, die zur Überbrückung der zwischen Wirtschaftsbefürfnis und Wirtschaftsgenüß liegenden Trennungsmomente ausgelöst werden muß? Auflösung seelischer Spannungen zur Befriedigung von Wirtschaftsbefürfnissen: Das heißt eine Betrachtung des Wirtschaftslebens wesentlich vom Standpunkt der Gütervertheilung; Intensivierung menschlicher Arbeit: Das heißt eine — in unserem Fall inhaltlich fast identische — Betrachtung des selben Lebens vom Standpunkte der Gütererzeugung. Aber anschaulicher und darum für die erzählende politische Geschichte vielleicht brauchbarer bleibt eine Betrachtung, die sich an die beiden Faktoren der menschlichen Arbeit und der Kapitalbildung anschließt.

In welchem Verhältniß standen nun diese beiden Elemente im deutschen Mittelalter? Skizzieren wir mit flüchtiger Feder, so läßt sich Folgendes sagen. Die menschliche Arbeit hatte unter den Germanen um Christi Geburt die Intensität erreicht, daß sie schon im Übergang von der bloßen Jagd- und Beidenuzung in die agrarische Nutzung des Bodens begriffen war. Dabei wurde der Anbau zunächst nach sozialistischen, ja, kommunistischen Grundsätzen betrieben, weil der Boden noch als ein im Krieg gewonnenes Gut erschien, dessen Genüß allen Kameraden — und welcher Germane war nicht Krieger? — in wesentlich gleicher Weise zukommen müsse. Der agrarische Kommunismus der deutschen Urzeit ist also nicht originären Charakters, sondern aus einem anderen Moment der germanischen Verfassung, aus der Heeresverfassung, abgeleitet. Aber da diese Heeresverfassung wiederum auf der "Stippenverfassung" verfuhr, so hat "die" Agrarverfassung, mittlerwar dem konservativen aller seelischen Mächte der Geschichte, den durch Zeugung hervorgerufenen menschlichen Zusammenhängen, angehörend und unmittelbar auf der konservativen aller historischen Bedingungen, auf dem Wesen des Grundbesitzes und Bodens beruhend, in fast ungeschwächtem Dasein Jahrhunderte und in stotzlichen Resten Jahrtausende überdauert: und erst die Verkoppelungen und Gemeinschaftsheilungen des neunzehnten Jahrhunderts, und selbst sie nicht einmal völlig, haben ihr und ihrer Umbildung zur Markgenossenschaft ein Ende gemacht.

Dennoch trat schon um die Mitte des ersten Jahrtausends der christlichen Ära die feindseligste aller Gewalten, die Einzelpersönlichkeit, gegen den Agrarkommunismus in die Schranken. Wer wollte verleugnen, daß es auch unter den Germanen faule und fleißige, habgierige und verschwenderische und vor Allem leichtsinnige und ernste, vorausschließende und thörichte Wirthen geben haben muß? Mit erreichter voller Seßhaftigkeit, unter Zuständen, in denen die Besitz- und Nutzungverhältnisse für jeden Einzelmuth endgültig

fonsolidirt waren, begannen diese Unterschiede, zu wirken. Es kam dazu, daß schon das siebente und achte Jahrhundert eine Landaristokratie sah, von der die Zeitgenossen sagten: per diversa possidet, — Leute, die landreich geworden waren in verschiedenen Dörfern. Sogenannte Großgrundherrschaften bildeten sich im Streubesitz von einzelnen Bauernhöfen über weite Flächen hin; im neunten und zehnten Jahrhundert war es nichts Seltenes, daß ein Herr solche Anwesen zu Tausenden in Hunderten von Dörfern und gelegentlich zu Dutzenden in einem Dorfe besaß: und damit ganze Gegenden seinem Einflusse zu unterwerfen begann. Denn gänzlich falsch wäre es, zu glauben, daß der Grundherr von seinem Besitz, der an zahlreiche Grundholde zur Nutzung gegen Naturalszinse und Frohnden ausgethan war, nur einen Verbrauchsgenuß habe erzielen wollen. Diese Grundherren, nun der ausgebildete hohe Adel der deutschen Kaiserzeit, lebten keineswegs bloß im luxuriösen Verzehr der Einkünfte ihrer Höfe und Hufen: nein, ihr Bestreben war, was sie einnahmen, zum besten Theil produktiv zu verwenden. Natürlich in einer Weise, die dem Wirthschaftsleben ihrer Zeit angemessen, ja, in ihm allein möglich war. Was erworben werden konnte, war das vornehmste und, weil jüngste, so auch rentabelste Kapital dieser Zeit, war Grund und Boden. Nutzbarer Erwerb und nutzbare Verwertung des Bodens aber hieß Kolonisation noch brachliegender Strecken der Heimath durch anzusegende Grundholde, hieß Erwerb schon bestehender Hufen zu grundholder Bebauung: hieß in Summa Vermehrung der grundholden Existenzen innerhalb der eigenen Grundherrschaft. Was haben da die Grundherren nicht Alles gethan, um dieses Ziel zu erreichen! Vor Allem war Ausdehnung der räumlichen Einflussphäre der Grundherrschaft das Feldgeschrei. Da wurde Bauer auf Bauer gegen Zusagung von Schutz in jenen friedlosen und oft auch rechtslosen Zeiten in den Bereich der Grundherrschaft aufgenommen, sei es als schwerter belasteter Grundholder, sei es als freier gestellter Vogteimann: und zu diesem Zwecke die Grundherrschaft langsam in eine Schutzwelt der Gegend selbst mit kriegerischen Institutionen umgebildet. Da wurden, zu Recht und zu Unrecht, der Benutzung noch nicht erschlossene Wälder der Grundherrschaft einverleibt, um theils dem Gewinn durch Jagd, Fischfang und Jägerei, theils der Ausbeutung durch neuen Anbau zu dienen. Da wurde in Nothfällen auch durch Ankauf erworben, durch Tausch ercondiert, durch Lehnsübernahme einverleibt: bis eine geschlossene Einflussphäre agrarischen Besitzes und Landwirtschaftlicher Nutzung erstanden war, auf der als ökonomischer Grundlage sich, wenn das Glück lächelte, seit den Zeiten der Staufer ein wirklicher kleiner Staat, ein Territorium und die Reichsstandshaft des späteren Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation erheben konnte.

Zeichnen wir jetzt die verzackten und verzweigten Umrisse, in denen

dieses Bild im Lauf des neunten bis dreizehnten Jahrhunderts in tausend Exemplaren hervortritt, in einige monumentale und zusammenfassende Konturen um, so ist das Ergebnis im Grunde einfach genug. Nach anfänglich kommunistischer Bewilligung eines neuen, gewaltigen Kapitals der Volkswirtschaft, des Grundbesitzes und Bodens als landwirtschaftlich genutzten Landes, beginnt die Zuteilung und Bewirtschaftung dieses gemeinsam gewonnenen Kapitals an die Einzelnen je nach deren persönlichen Fähigkeiten. Viele dieser Einzelnen werden darauf bald landarm, andere halten sich im herkömmlichen Besitz, wenige, eine künftige Landaristokratie, werden landreich. Sie produzieren mehr, als sie verbrauchen; sie werden auf Grund ihrer Erwerbshaftung, ihrer Überschüsse expansiv: sie benutzen den Boden als Produktivkapital; sie erwerben neue Landnutzung: und indem sie dies thun, entwideln sie ein Leben erst der wirtschaftlichen, dann der politischen Machtstellung. Dabei ist der Übergang zur politischen Machtstellung kein Zufall. Wie soll wirtschaftliche Expansion innerhalb einer menschlichen Gemeinschaft gewährleistet werden, ja, auch nur zu Stande kommen, wenn sie nicht von der obersten Gewalt, dem Staat, gegenüber jenen Gleichheitgelüsten des Ganzen geschützt wird, die niemals aussterben und darum in jeder revolutionären Bewegung von Neuem emporstoben werden? So erstrebt jeder Angehörige der Expansion ohne Weiteres staatlichen Schutz; und er sieht ihn am Besten gesichert, wenn er selbst politisch etwas gilt, wenn er, in Zeiten schwacher Staatsgewalt, eigene Souveränitätstrechte entwickelt. Es gibt keine individualistische Richtung in der Volkswirtschaft, die sich nicht alsbald ins Politische, in Das, was wir heute im allgemeinsten Sinn dieser Wörter Expansion und Machtpolitik nennen, umsetze.

Das mittelalterliche Wirtschaftsleben wurde, nach gewissen Intermezzis des vierzehnten bis siebenzehnten Jahrhunderts, seit dem achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert durch ein neues wirtschaftliches Zeitalter abgelöst, das ihm in mancher Hinsicht diametral entgegengesetzt war. Das für die heutigen Formen des Wirtschaftslebens schließlich — wenn nicht entscheidende, so doch — besonders charakteristische Moment der Umbildung war darin gegeben, daß einer durch zunehmende Ersparnisse, durch wachsende Erwerbshaftungen der Nation immer intensiver gestalteten Wirtschaftstätigkeit aus dem Schatz der Naturkräfte binnen kurzer Zeit von Neuem ungeheure Kapitalien zugeführt wurden, deren Einfluß an Mächtigkeit und Eindrucksfähigkeit auf die Zeitgenossen die Wirkungen der Landergreifung und Seehaftmachung von zwei Jahrtausenden wohl so ziemlich erreicht hat.

Diese neuen Naturkräfte stellte die Entwicklung der Wissenschaften zur Verfügung. Man weiß, wie sich das wissenschaftliche Denken, im Mittelalter fast ganz an die Überlieferung gebunden, seit dem fünfzehnten Jahr-

hundert dieser zu entwinden begann, wie dann im sechzehnten und siebenzehnten Jahrhundert die Wiegzeiten eines selbständigen Denkens, der modernen Wissenschaft hereinbrachen. Dabei wurden besonders die Naturwissenschaften rasch gefördert; einfacher als den Geisteswissenschaften erschlossen sich ihnen die Geheimnisse ihres Gegenstandes, namentlich die der anorganischen Natur. Indem aber deren Agentien in stetig steigendem Siegeszuge entblößt und gebündigt wurden, indem der Ausbildung der Mechanik die ältere Physik, der Physik die Chemie und dieser die Elektrizitätstheorie folgte, eröffnete sich der wirtschaftlichen Verwertung ein ungeheueres Gebiet neuer Kräfte und eine Technik von intensivster Arbeit baute es mit unerhörtem Erfolg an.

Wem aber fiel der wirtschaftliche Genuß der neuen Kraftbeherrschung zu? Auch hier kann man wohl von einem kommunistischen Stadium der Ausbeutung sprechen. Die Wissenschaft, deren Wesen etwas in sich trägt von der Freiheit der Luft und des Wassers, gedeicht nur in einer Arbeitsatmosphäre, die nichts kennt von praktischen und begrenzten Zwecken: in kommunistischer Sorglosigkeit ihrer Aufgaben und Erfolge muß sie dahinsleben, nur dem einen Ziel zugewandt, daß an sich nichts gemein hat mit den Wirtschaftzielen einer Beherrschung der Naturkräfte, dem Ziel der Macht. Und nur indem sie diesem einen Ideal nachjagt, gelingt ihr die Eroberung der Natur und der Welt. So in ihrer Richtung klar begrenzt, kann sie nicht zugleich der Ausbeutung ihrer Erwerbungen leben; und darum steht sie zu diesen im Verhältniß des Kommunismus: es ist ihr gleichgültig und muß ihr gleichgültig sein, wenn die wirtschaftliche Nutzung ihrer Erzeugnisse zufällt. Das sind Umstände, die sich während der ganzen Dauer der Entwicklung der mechanischen Naturwissenschaften nicht wesentlich geändert haben, trotz den Patenten und Monopolen einzelner Forscher.

Um so rascher konnte sich die Aneignung der neuen Naturkräfte, des Dampfes, der Elektrizität, der chemischen Verfahren u. s. w., durch die Vollswirtschaft vollziehen. Mit einem jähem Emporschossen der wirtschaftlichen Arbeitintensität begann sie; in einem rapiden Aufsteigen der Erfolge gerade auf dem heimischen Boden führte sie aus dem Deutschland der Großväter in das der Väter und Enkel: das Deutschland der Eisenbahnen und Telegraphen, der modernen Hochöfen und der Fabriken, der agrarischen Erzeugung auf künstlich gedüngtem Feld und der Brennerei und Zuckersiederei als agrarischer Nebengewerbe. Und diese Aneignung der neuen Kräfte vollzog sich fast ungehemmt durch irgendwie stärker bindende politische und soziale Mächte. Der Entwicklung der Naturwissenschaften war, ihr im Tieffsten aufs Innigste verbunden, die Entfaltung einer individualistischen und schließlich subjektivistischen Kultur parallel gegangen, als deren Folge wie Voraussetzung sich die Wirtschaftsformen des freien Wettbewerbes, allen voran die beson-

deren Formen der Unternehmung, entwickelt hatten, um im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts zur Entfaltung ihrer höchsten Blüthe zu gelangen. Die diesen Formen des Wirtschaftslebens Angehörigen waren es dann, die sich, unter Verwendung von immer leichter und umfangreicher erwirtschafteten Produktionskapitalien, der Herrschaft über die neuen Naturkräfte bemächtigten und sie zu einer vollen Umwandlung des ererbten Wirtschaftslebens, zur Heraufführung des modernen Wirtschaftszeitalters benutzten.

Wer weiß heute nicht, was diese Umwandlung besagte? Bis in die kleinsten Einzelheiten des wirtschaftlichen Alltagslebens macht sie sich geltend: keine Wirtschaftsvorstellung der Gegenwart, die nicht mit ihr verquidt, von ihr durchdrungen wäre. Und keineswegs an der Grenze des Wirtschaftslebens hat sie Halt gemacht. Neue soziale Schichten sind aus ihr entsprungen: hier die Unternehmer, dort der vierte Stand, der sich schon wieder in neue Gruppen zu teilen beginnt; und alle alten Stände haben unter ihrer Einwirkung ihren Charakter gewandelt: die Nation als Ganzes, in den Abstufungen ihrer sozialen Organisation wie in der seelischen Verfassung des Einzelnen, ist eine andere geworden.

Und eine solche Allgewalt der modernen Entwicklung sollte nicht auch politisch von größter Bedeutung geworden sein? Nur weniger Erwägungen wird es bedürfen, um die Überzeugung zu gewinnen, daß innere wie äußere Politik etwa der letzten beiden Menschenalter und namentlich der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts durch die wirtschaftlichen und in deren Gefolge die sozialen Entwicklungen ihrem ganzen Wesen nach entscheidend bestimmt worden sind.

Das moderne Wirtschaftsleben, in seiner Bedeutung für die politische Entwicklung gemessen, zeigt überraschende Ähnlichkeiten mit der analogen Entfaltung der Grundherrschaft. Sehr begreiflich: der Ausgestaltung Beider liegt der selbe Gedanke zu Grunde: Expansion der Herrschaft über neu ertragene Naturkräfte; wirtschaftliche Expansion zunächst und dann, zu deren Stützung und Vergrößerung, politische Expansion, Machtpolitik. Denn der Geist des modernen Wirtschaftslebens heißt: quantitative Produktion hinaus über das nächste Bedürfnis der Konsumenten, Erwerb neuer Absatzgebiete und, zur unbegrenzten Erweiterung des Marktes, freier Wettbewerb, offene Thür überall. Oder, aus der objektiven in die subjektive Fassung übertragen: Umsichtgreifen, Einflüsterwerb, wo nur immer möglich, ewiges Vorwärts und, zum Ausschluß der Konkurrenz, Verwandlung wirtschaftlicher Vormundschaft in politische. Bedarf es da noch des Vergleiches dieses Programmes mit dem der grundherrschaftlich-mittelalterlichen Zeiten? Nur die Mittel haben gewechselt, nicht die Tendenz: Coelum, non animum mutavimus.

Doch haben in der jüngsten Vergangenheit neue Mittel auch neue

politische Folgen gehabt. Während der Horizont der mittelalterlichen Grundherrschaft noch ein geschlossener war, während das hauptsächlichste Machtmittel im Grund und Boden gesehen wurde und schon deshalb der Blick an der heimathlichen Erde und ihrer nächsten Nachbarschaft haften blieb, während das ganze Wirtschaftssystem der Grundherrschaft noch der Hauswirtschaft und ihren engen räumlichen Grenzen angehörte und darum das Ziel und das Ergebnis günstig verlaufender Machtbestrebungen schließlich nichts Anderes war als das Territorium des späteren Mittelalters und des sechzehnten bis achtzehnten Jahrhunderts: wiesen die Mittel der neuen wirtschaftlichen Expansion hinaus über Heimat und engeres Vaterland, wiesen hinein in die Bereiche des großen Vaterlandes und der Welt. Wie hätten dem Absatzbedürfnis der voll entwickelten Unternehmung die engen territorialen Grenzen mit ihren Zollbäumen an jeglicher Straße genügen können? Schon im achtzehnten Jahrhundert forderten vereinzelte Stimmen von den Fürsten die Gründung einer neuen Hansa, tauchte ahnungsvoll die Forderung eines deutschen Zollvereins auf. Im neunzehnten Jahrhundert aber sind es eben die wirtschaftlichen Ausdehnungsbedürfnisse der Unternehmung gewesen, die leise seit den vierzig, machtvoll und entscheidend seit den fünfzig und sechzig Jahren der nationalen Einheit zugebrängt haben: und noch heute, zusammenhaltend und zusammenhweisend, im unitarischen Sinn fortwirken. Haben sie aber innerhalb der Marken des neuen Reiches ihr Genügen gefunden? Nein. Einem starken Geruch gleich, der kein Maß seiner Verbreitung kennt als den Raum selbst, haben sie die staatlichen Grenzen durchbrochen, haben sie sich heimisch gemacht in der weiten Welt, sind sie vorgebrungen bis an die Säume der Dekumene. Und ist all Dies etwa nur mit wirtschaftlichen Mitteln und auf wirtschaftlichen Wegen geschehen? Der wirtschaftliche Machteinfluss hat sich in den politischen umgesetzt und der Einheitbewegung folgten jüngste Zeiten der Weltpolitik.

Erscheint so der Inhalt der äußeren deutschen Politik der jüngsten Vergangenheit seinen Hauptpunkten nach durch die wirtschaftliche und soziale Bewegung bestimmt, so gilt Das nicht minder, ja, eher noch mehr von der inneren Politik. Die mächtigste Wirkung, die auf diesem Gebiet zu verzeichnen ist, besteht in der Demokratisierung der Gesellschaft. Welche Unsumme von Theilmotiven der wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung wäre hier nicht anzuführen, um dies Ergebnis immer und immer wieder zu Tage treten zu lassen: die Rationalisierung des praktischen Denkens durch das geldwirtschaftliche Motiv des mobilen Kapitalismus, die Uniformierung der wirtschaftlichen und auch politischen und geistigen Bedürfnisse durch das quantitative Erzeugungs- und Absatzprinzip des Unternehmens, der Zug zur Großproduktion mit seinen Folgen abnehmender Zahlen selbständiger Betriebe und

zunehmender Zahlen der wirthschaftlich Unselbständigen, — tausend anderer, mehr ins Einzelne gehender Zusammenhänge nicht zu gedenken. Und dieser moderne Demokratismus, wie er weit entfernt ist von dem rein nivellirenden Demokratismus der Zeiten der absoluten Monarchie, empfängt auch im Besonderen wiederum seinen Charakter von der wirthschaftlichen Bewegung. Er ist nicht mehr der Demokratismus der Einzelindividuen, die, ungebunden durch engere gegenseitige Beziehungen, neben einander stehen, ein Haufe gleichmäfiger Sandkörner (nach einem bekannten, in diesem Zusammenhang immer wiederholten Vergleich), von Sandkörnern, die jeder Windhauch bewegt; er ist vielmehr ein sozialer Demokratismus, innerhalb dessen sich der Einzelne als Subjekt fühlt, als wirkend und leidend, in dem Tausende und Tausende von wirthschaftlichen Beziehungen den Einzelnen mit dem Ganzen und wiederum auch mit jedem Einzelnen an sich verbinden: in der jeder seinen Werth erkennt in der Überzeugung, daß ohne ihn im Grunde auch das Ganze niemals bestehen könne.

Das ist die politische Grundanschauung, die unsere Vorstellungen von der Monarchie völlig geändert hat. Gewiß: wie jede demokratische Lebenshaltung weiter oder gar aller Schichten in einem gut regierten monarchischen Staat hat sie zunächst die Autorität des Königtums erhöht: wie sollte in Zeiten einer Tendenz sozialer Umwandlung nicht die eine politische Epize besonders hervortreten! Zugleich aber hat sie diese Monarchie doch auch einbezogen in den Grundton ihrer Betrachtungart. Auch der Monarch erscheint jetzt nur als ein — freilich besonders wichtiges — Organ des staatlichen und nationalen Ganzen, auch er ist Theil, hat bestimmte Funktionen, ist nur soziales Subjekt gleich dem niedrigsten der Staatsbürger. Und nichts zeigt die unwiderstehliche Wucht dieser Auffassung mehr als die Thatsache, daß sich die Träger der Kronen selbst gemäß dieser Auffassung fühlen: die Funktionen auf sich nehmen, die ihnen der moderne Demokratismus, er freilich wieder nur als Quintessenz der wirthschaftlichen und sozialen Lage, zutheilt.

Kurz zu erwähnen ist hier auch wenigstens die Einwirkung des modernen Wirthschaftlebens auf die soziale Schichtung. Da treten uns zunächst zwei gänzlich neue Schichten entgegen als unmittelbare Ausdrücke, als Schöpfungen gleichsam der wirthschaftlichen Bewegung: die Unternehmer, eine neue Aristokratie der Industrie, des Verkehrs, des Handels und des Bankwesens, und der vierte Stand, der Stand der modernen Arbeiter in ihren Abstufungen von dem schon behäbig lebenden qualifizirten und gut gelehrten Arbeiter bis hinab zu Denen, die nichts als ihre Muskelkraft zum Wirken mitbringen. Es sind Schichten, die sich leise seit den vierziger Jahren zu entwickeln begannen, die in den fünfziger und sechziger Jahren ihr besonderes Standesbewußtsein ausbildeten und die seitdem als Faktoren eigenen Werthes ein-

traten in die innere Politik. Neben ihnen stehen die alten sozialen Schichten aus den Zeiten vor der Entwicklung des modernen Wirtschaftslebens. Es versteht sich, daß keine von ihnen von dieser Entwicklung unberührt geblieben ist. Aber sehr verschieden im Einzelnen war das Maß und die Art dieser Verührung. Wo ist die alte ehreame Nahrung des Handwerks und des Kramhandels geblieben? Nur zum Theil ist sie noch erhalten, im Uebrigen umgestaltet zum Kleinunternehmen und damit dem modernen Wirtschaftsleben eingegliedert; oder deklassiert, herabgesunken in andere Schichten, vornehmlich die des vierten Standes. Und die noch bestehenden Theile verlieren auch nicht mehr das Leben von ehemals: denn auch sie haben eine moderne Prägung, ein Stigma hinein in die Gewohnheiten des Unternehmens erhalten. Und die Kopfarbeiter von einstens? Ist nicht ihre jüngste Schicht, das Literatenthum, wie es seit dem achtzehnten Jahrhundert aufblam, das freie Dasein des Journalisten, des Schauspielers und verwandter Berufe ganz mit dem Geiste des modernen Wirtschaftslebens durchtränkt? Es sind Klassen, die im besonderen Maße der Zeit dienen; und so ist die Zeit ihre Herrin. Aber auch die alten, konservativen, aristokratischen Berufe der Kopfarbeiter, die Männer, die ihre Bildung den großen geisteswissenschaftlich-polytechnischen Fakultäten der Universität, der theologischen und juristischen, verdanken, haben der neuen Zeit mancherlei Zugeständnisse gemacht: widerwillig und schließlich, so in der Schulreform, oft halb gezwungen. Was die anderen Fakultäten und ihre Jünger angeht, die Mediziner und das vielgestaltige Volk der Philosophen, so nehmen sie eine Mittelstellung zwischen den freien geistigen Berufen und den theologischen und juristischen Bureaucratie ein; und nicht wenige der ihnen Angehörigen können als Großunternehmer der Wissenschaft und wissenschaftlichen Kunst bezeichnet werden. Bleibt schließlich die älteste und ehrwürdigste aller noch blühenden Nahrungen: die Landwirtschaft. Auch sie hat — und wie stark! — den Einfluß des modernen Wirtschaftslebens erfahren. Es braucht dabei nicht von den gleichsam äußersten und mechanischen Schädigungen die Rede zu sein, die ihr seit den siebziger Jahren übermächtiger Wettbewerb von außen, ein Erzeugnis modernen Wirtschaftslebens im Ausland, zugesetzt hat. Die eigentlichen Umbildungen, oft recht schmerzlicher Natur, liegen tiefer und sie gehen unmittelbar aus von dem Eindringen moderner Wirtschaftsaufschauungen in die alten Stände des Landbaus. Da sind die Großgrundbesitzer vornehmlich des Nordostens im Grunde schon seit spätestens der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts zu Unternehmern geworden und folgerichtig ihr Gesinde, in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts, zu einem agrarischen vierten Stande. Da hat sich der Kleinbesitz, wo er gedieh, ganz unternehmerisch auf den Betrieb von handelsmäßigen Landeserzeugnissen gelegt und, wo er nicht gedieh, ein starkes Rekrutierungsgebiet geliefert für

die Heeresmassen der industriellen Arbeiter. Da hat sich der Bauer nach der Decke strecken müssen: bis auch er, im Wandel der letzten Menschenalter von Großvater auf Vater und von Vater auf Sohn, modern ward und, landwirtschaftlich gelehrt und produktivem Kredites bedürftig, als Letzter hineinwuchs in das jüngste Leben der Wirthschaft.

Das Alles waren soziale Wandlungen tiefster Art; kaum ein Zeitalter deutscher Geschichte wird, im Ganzen gerechnet, größere geschen haben. Wie haben sie auf den Gang der öffentlichen und verfassungsgeschichtlichen Entwicklung der Nation, auf den Gang der inneren Politik gewirkt?

Zunächst fällt in die Augen, daß der Einfluß der Stände, die dem neuen Wirthschaftsleben fern blieben, gering gewesen und immer geringer geworden ist. Haben Kaufhändler und Handwerker seit vierzig Jahren noch politisch viel bedeutet? Agitiert haben sie stark, aber kaum mehr als die Wahrung ihrer Interessen — und auch die durchaus nicht immer in dem von ihnen verstandenen Sinn — ist ihnen gelungen. Fast noch bezeichnender aber ist das allmäßliche Zurücktreten der politischen Bedeutung der Kopfarbeiter, insbesondere derjenigen hervorragend aristokratischer und arabischer Haltung. Was bedeuteten nicht die deutschen Universitäten in der inneren Politik der beiden ersten Menschenalter des neunzehnten Jahrhunderts! Im dritten haben sie geschwiegen, wenn sie auch in den seltenen Fällen, da sie redeten, gehörten worden sind. Die eigentlich politisch aktiven Stände aber sind die neuen Stände des modernen Wirthschaftslebens geworden, die Unternehmer, die Arbeiter und die dem neuen Wirthschaftsleben besonders nahestehende Schicht der landwirtschaftlichen Stände, die Großgrundbesitzer: denn erst neben ihnen — und vielfach von ihnen geführt — kommen die Bauern in Betracht.

Wie aber haben sich nun diese Schichten ausgewirkt? Eine doppelte Möglichkeit, wirtschaftliche und soziale Motive in politische Machtbestrebungen zu verwandeln, stand ihnen offen: an die Monarchie konnten sie sich wenden und an den Demokratismus, der seit dem Bestehen des Norddeutschen Bundes im allgemeinen Stimmrecht und in den auf dieses gefügten Parteien seine verfassungsmäßige Ausprägung empfangen hatte. Es ist eine Zweizieligkeit von Möglichkeiten, der all diese Schichten ohne Ausnahme nachgegangen sind. Doch stellte sich bald heraus, daß der vierte Stand so besonders enge Beziehungen zum Demokratismus hatte, daß er, anfangs von den begabtesten seiner Führer mehr nach der Seite des Königthums gezogen, diese Beziehungen rasch fallen ließ und schließlich sogar ein der Monarchie völlig entgegengesetztes politisches Programm des Republikanismus mehr oder minder schroff ausprägte. Die beiden anderen Stände dagegen, die Aristokratien der modernen Unternehmung und der ländlichen Großwirtschaft, hielten an den doppelten Beziehungen fest oder suchten sie eifrig herzustellen. Die eine

wichtige Folge davon war eine sehr merkwürdige Umbildung der Parteien. Die aus der ersten Hälfte und den fünfzig Jahren des neunzehnten Jahrhunderts herkommenden Parteien hatten sich nach abweichend gearteten Idealen des gesamten Staatslebens geschieden: der Liberalismus schwärzte für die konstitutionelle Monarchie, der Konservatismus war im Grunde noch absolutistisch. Jetzt traten nun diesen beiden Denominationen des politischen Denkens früherer Jahrzehnte die neuen Aristokratien der modernen Unternehmung und der ländlichen Großwirtschaft mit ganz anderen Unterscheidungen politischen Denkens nahe: sie wollten an erster Stelle Verwirklichung ihrer Interessen, sie trieben soziale Machtpolitik. Und was entscheidend wurde: sie waren die jungen, die werbenden, die aufstrebenden Kräfte. So blieb schließlich nichts Anderes übrig: die Parteien nahmen diese Einflüsse in sich auf und wandelten sich Dem gemäß ab, erhielten leise einen agrarischen Charakter und einen Charakter der Unternehmung. Und vollzog sich diese Bewegung im Liberalismus und Konservatismus so allmählich, daß ihr Ergebnis erst seit Ende der siebziger Jahre deutlicher hervorzutreten begann, so war schon seit Gründung des Reiches fast kein Zweifel daran möglich, daß der vierte Stand seine sozialen Interessen klipp und klar in der Sozialdemokratie, wenn auch verbunden mit einem rein politisch-republikanischen Ideal, zum Ausdruck bringen werde. Was aber ist nun das Gemeinsame all dieser Erscheinungen? Ein Vorgang trat ein, den man die Sozialisierung der Parteien nennen könnte: die Macht-politik der einzelnen sozialen Schichten drang triumphirend vor gegen die staats-politische Fundamentierung der alten Parteien.

Noch eigenartiger war der Erfolg der Macht-politik der sozialen Schichten gegenüber der Monarchie. Hier war es zunächst von grösster Bedeutung, daß der vierte Stand sich an dem Wettbewerb nicht beteiligte; nur insofern nahm er an der Entwicklung Theil, als er jenes allgemeine politische Diapason der Zeit, den Demokratismus, verstärken half, der an sich zugleich eine Erhöhung des Gegenprinzipes der Krone bedeutete. Um Uebrigens aber waren es der Hauptfache nach nur die beiden Schichten der Unternehmer und der ländlichen Großbesitzer, die die Krone für ihre Bestrebungen zu gewinnen suchten. Welch unerhört glückliches Schicksal für die Träger dieser Krone! Zwei Aristokratien ungleicher Art w提醒n um ihre Gunst; es war möglich, bald die eine, bald die andere in den Dienst der eigensten wie der allgemeinsten Bestrebungen zu stellen: und eine stetig steigende Erhöhung der monarchischen Autorität war die unausbleibliche Folge.

Leipzig.

Professor Dr. Karl Lamprecht.



Südwestafrikanische Skizzen.

I. Walfischbay.

Der Kampf zwischen Gut und Breite hat nur matte Riesege nach Südwestafrika geworfen. Die gewaltige Kalahari, eine geographische Brücke, aber politische Scheide, spielte das schlimme Walten im Südafrikas Ostlanden nicht zu uns herüber. Nur ein englischer Militärarzt ist aus Betschuanaland über die Grenze gestolpert und eine Flotte bedrängter Burenräuber fand den Schutz der schwärzweigrothen Neutralität.

Weit vom Schutz konnte sich der magistrato unserer englischen Enklave, die kein nieberdeutsches Kriegsschiff bedrohte, dem weiteren Ausbau seiner schon recht zahlreichen Familie widmen. So dachte er nämlich; aber es kam anders, wie wir nachher sehen werden.

Mr. Blum pudding überwachte seit neun Jahren mit anerkennenswerther Beharrlichkeit den unaufhaltsamen Rückgang des ihm unvertrauten kolonialen Kleinstaates. Seine Kurzsichtigkeit schuf Swakopmund. Dank seinem Wirken ist Walfischbay, früher ein Gegenstand englischen Kolonialneides, heute ein in südwestafrikanischem Fleisch verkapelter Fremdkörper.

Walfischbay!... Ueber gelbe, in Rauchschwanz gebadete Dänen huscht der erste fahle Schein aus Osten. Mit tödlichem Zittern überfegt er — doch vergeblich — die in ewigen Starekampf versunkene Natur. Ein Flamingo — Jugendstil vom Schnabel bis zur Schwimmhaut — stelzt gravitätisch dem Uferrand einer der häufigen Salzlagunen zu. Sie ziehen sich, einer Perlschnur in den Sand gespuckter Niesenquallen gleich, am Strand entlang. Eine eilselige Möve streicht, zu dicht für die Makellosigkeit ihres Steuers, über den frisch geheerten Landungssteg. „Wie unangenehm!“ denkt ein alter Pelikan, der zuschaut, und drückt grämlich an einem widerspenstigen Kaprifisch. Um ein Wellblechfischlein herum bemühen sich sechs Holzbuden, dem Namen Walfischbay einen Ort zu geben. Nicht mehr, als was so etwa am dritten Tage nach Weihnachten bei Kanzleiraths von dem Inhalt einer Aufbauschachtel ganz geblieben ist. Aber Alles auch schon leicht ramponirt. Davor schlägt ein cholischer Ozean einen Buchten bildenden Haken um Pelikan-Point herum. Das ist Walfischbay. Seine Bewohner sind Scheinlebende. Einst hat hier die Harpune geschwirrt und der Thran gebrodelt. Das liegt dreißig Jahre zurück. Phosphoreszierende Walfischtippen, zu Hauf am Strande, erzählen davon. Wer wagt von Weltende zu sprechen und hat diese Kiste nicht geschaut!

Aus der leicht gekräuselten Oberfläche der Bucht ragt flügellähm der ruhige Rumpf eines Schiffes, der „Oceanic“, hervor und markirt „Hafen“. Das ist nicht immer so. In Walfischbay ist „was los“! Statt Kohlen nach dem Kap zu bringen, schwankte sie mit gebrochener Schraube um Pelikan-Point herum und rührte sich nicht mehr. Das Unzulängliche, hier wards Ereignis: für die zwölf Bewohner von Walfischbay nämlich, die das Er scheinen der Arche Noah nicht gewaltfamer aus der Starre über Täglichkeit gerissen hätte.

Über gemacht: es sollte noch toller kommen; noch toller im Walfischbay! Aus Abend und Morgen warb abermals ein Tag in Walfischbay. In

blühender Töchter Kreise sicht bauchig um die bauchige Kaffeekanne Mr. Plum-pudding, der magistrate. On Her Majesty's Service. Das Gespräch dreht sich — wie Das so an des Atlantischen Oceans Küste zugeht — gewissermaßen um seine eigene Achse. Das Thema „Oceanic“ war erschöpft; mit ihrem Kapitän aber nichts anzufangen, denn der war teatotaler. Sonst hätte er ja nicht die Schraube gebrochen, meinten die biederer Holländer, die von Liverpool ab — die Feder sträubt sich, es niederzuschreiben — nicht einen Whiskysproß ge-rochen hatten. Die haben es nachgeholt in Walvischbay! Aus der Lagune, über die der Blick vom Frühstückszimmer schweift, erhebt sich der „fällige“ Flamingo . . .

Da wird die Thür aufgerissen. Ein Hottentottenbengel stürzt herein und deutet, unfähig zu einem Baut, auf einen Reiter, der sein ermüdetes Pferd durch den Sand schleift. Ein Gilbote aus Swakopmund. Das hat etwas zu bedeuten. Die five sisters Plum-pudding fahren mit einheitlichem Ruck vom Kaffetisch auf. Dabei fällt der Rakes-Teller klirrend zu Boden. In der Aufregung achtet Niemand darauf, daß der Hottentottenbengel sich bückt und hastig grapscht. Dem magistrante ruscht die Peife in die Bahnluke. „Was ist los?“ schreit er und bringt sie mit raschem Griff wieder in Position. „Die Buren aus Südwest-afrika wollen Walvischbay überfallen!“ So Der mit dem müden Pferd. Tableau! Der Hottentottenbengel dreicht sich mit gefülltem Lendenlaz zur Thür hinaus. Natürlich nimmt er auch den Zucker mit.

Old England for ever! Sie sollen Helden finden! Die Streitkräfte, sieben zerlumpete Hottentotten, werden mobil gemacht. Der Kapitän holt seine Signalkanone von Bord. Von patriotischen Frauenhänden gehobt, steigt der Union-Jack den Mast hinan. Die Holländer wittern Government-Whisky — der im store war längst alle — und lassen sich langsam bis an die Bühne bewaffnen. Mr. Plum-pudding — On Her Majesty's Service — kabelt nach Kapstadt um Truppenmacht und beginnt, nach berühmten Mustern um sein Territorium Draht zu ziehen. Huhangeln und Hallgruben müssen die Blockhäuser erscheinen.

Als man gerüstet ist, schreibt der afrikanische Tatarin einen pathetischen Brief an die Behörde in Swakopmund: er warne davor, sich nächt der Grenze zu nähern, und rufe die deutsch-englische Solidarität gegen Horden an, die sich jenseits vom Völkerrecht stellen.

Dann kehrt Ruhe und Fassung wieder ein — in Walvischbay —. Auf des Hottentottenbengels Antlitz knallt es bereits. Drei Stücke Zucker fliegen aus den Taschen in den Sand. Und aus dem Lendenlaz rollt der letzte Albert-Rake.

Wie war das Alles gekommen?

In Swakopmund hatten die ernsthaften Leute — darunter natürlich der Verfasser — von Anfang an das Gerücht als Das bezeichnet, was es in Wirklichkeit war: ganz gewöhnlicher Wachtfeuerklaatsch. Mit Hilfe der in südafrikanischen Steppen schon längst bewährten „drahtlosen Telegraphie“ hatte er seinen Weg überraschend schnell bis an die Küste gefunden. Der Entstehung war leicht nachzuspüren. Sizzen da irgendwo ein paar Buren und Kolonialproleten nächtlicher Weile am Ochsenwagen um die knisternde Gluth herum. Das Gespräch kommt natürlich auf den Krieg. Man gebenkt der „Brüder“, die sich „da drüben“ für die „große Sache“ in die Schanze schlagen. So etwas wie patriotisches

Gewissen erwacht in den stumpfen Gemüthern. Der Blick fällt auf die Büdje, die dort am Dornbusch lehnt: „Um... Ja... Sakrament... man müßte doch eigentlich... „Nach Walfischbay rücken“, plagt da der Prolet dazwischen, „den Landungsteg kaput machen, den Kondensator ins Meer stürzen, dem englischen Halsabschneidet den Whisky austrinken“ — die Leute hatten von den Znländern keine Ahnung — „die Oceanie mit ihrem Stohlenvorrath in die Bay versenken und — last not least — Mr. Plumpudding mal gründlich das phlegmatische Fell gerben!“

Der Plan war gut. Am Morgen trennt man sich. Der Eine zieht hierhin, der Andere dorthin. Der Abend bringt abermals herein. Neue Wachtfeuer flackern auf. Und da hier zu Lande die Gerüchte (stories) im Quadrat der Entfernung von ihrer Quelle wachsen, standen schon nach wenigen Tagen, dank ihrer bekannten Schnelligkeit, zu mobilisieren, sämtliche Buren von Südwestafrika vor der Walfischbay aufmarschiert.

Wer sagt da noch, daß uns die Tragödie ultra Kalahari nur mittelbar berührt habe!

Nach acht Tagen traf eine Compagnie Volunteers mit drei Offizieren aus Kapstadt in Walfischbay ein.

„Damned!“ knirschte Mr. Plumpudding in sich hinein, als er nach drei Monaten seine drei Schwiegersöhne an Bord brachte; „ich hatte bestimmt auf fünf gerechnet!“

II. Auf Menschenjagd.

Acht Uhr. Heierabend in Ustika. Ich sitze am Schreibtisch und lese: „Wilhelm Voeltsche, Hinter der Weltstadt.“ Das paßt so schön in unsere eigene Hinterderweltstadtklimmung hinein. Im Eßzimmer klappert der Bambus verheißungsvoll mit Geschirr.

Mein Blick fällt durch den Thürspalt. Tief senkt Johannes' Geigesfinger sich in den Marmelabentopf. Bambusen werben, falls sie nicht „Spickal“ oder „Sauerlohl“ heißen — man weißt die Symbolik —, stets biblisch benannt. Bei dem sich anschließenden „Durchzieher“ kneift Johannes, da ihm mein Pavian gerade durch die Hosen kneift, auf den vor ihm stehenden Teller. Der Junge ist übrigens sonst sehr geschrägt. Mit erstaunlicher Jungenfertigkeit fährt er über den Teller und giebt dem Pavian einen Tritt. Ich bin wie aus allen Voeltsches gefallen und drücke die eingezogene Unterlippe empört gegen die oberen Schneidezähne: der phonetische Ansatz zu dem Wort „Herkel“. Ledermann kann sich durch einen Versuch leicht davon überzeugen. Hiss!.... Weiter kam ich aber nicht, denn auf einmal tönt es: Bum! Bum! durch die Abendstille. Ein langgezogenes Geheul folgt und der Bambus läßt den Teller fallen. Der Teller fällt dem Pavian auf den Schwanz. Der Pavian fegt freischärend durch das Fenster. Dabei schmeicht er zwei Bierschälen um.

Mit einem Satz bin ich zur Thür hinaus. Vom Licht des Vollmondes übergossen, kniet ein Polizist auf einer schwarzen, am Boden hingestreckten Gestalt. Aus dem Tonfall seiner Stimme entnehme ich, daß er ihr keine Märchen erzählt. Eine zweite Gestalt faust hart an mir vorbei zum Thor hinaus. Ich brauche nicht erst zu fragen, was die Glöckle geschlagen habe: die schwarzen

Gefangenen brechen aus! Ein Griff in mein Schloßzimmer nach den soeben in abendlicher Behaglichkeit abgethanen Reitstiefeln. Ein zweiter nach dem Revolver an der Wand; und dann in die Mondnacht hinein!

Wie schllichen sich einige Peute an. Durch das Klippengeröll und die Dornen geht es, in der Richtung auf das Gebirge, die unwegsame Zufluchtstätte aller Ausreicher von Alters her. Rechts und links, vor uns blitzen Schlässe auf. Die Polizisten sind den Flüchtlingen auf der Spur. Wir kommen an den Hintersten heran. Er weist auf einen schwarzen Kerl am Boden. Die Revolverkugel war ihm durch den Hinterkopf zur Stirn hinausgebrungen. Also weiter! Dort blitzt wieder ein Schuß auf. Wir stürzen vor. Ein zweiter Polizist, völlig außer Atem, steht mit der rauchenden Waffe vor uns. Er hatte soeben zwei der Ausreicher zwischen den Felsen im Dornengewirr verschwinden sehen. Einen glaubte er getroffen zu haben. Da er am Ende seiner Kräfte war, mußte er sie laufen lassen. Wir schlagen die angegebene Richtung ein. In der dünnen Luft der Hochsteppe reicht aber der Atem nicht weit. Wir müssen stoppen. Von den Flüchtlingen ist nichts zu sehen. Ein weiteres Folgen ist aussichtlos: es hieße, auf dem Tempelhoferfelselbe nach einer Stecknadel, unter Bogern nach einer fühlenden Brust suchen. Ich sende einen Mann nach Pferden zurück und spähe vergeblich in das magische Halbdunkel hinein.

Nach einer Viertelstunde flirren acht Pferdehäuser in rasendem Lauf gegen das dicht gesäte Feldgeröll. Der eine Reiter springt ab; ich hinauf, — und im Galopp geht es gegen das Gebirge, um den Flüchtlingen den Weg abzuschneiden. Längs des Rivières, das sich den Bergen zuwendet, reiht sich Werft an Werft. Der Schein ihrer Feuer leitet uns. Wir stoßen auf die ersten Pontoks. Alles liegt in tiefem Schlafe. Aus dem Vieh kraal nur tönt ein Schnaufen. Das steife Ochsenfell, das die niedrige Eingangspforte für die Nacht verstellt, fliegt zur Seite. Mein Begleiter kramt in den ersten Pontok, schnauft ein „Morroo...“ in die stidige Atmosphäre hinein, zündet ein Streichholz an und leuchtet die fröstelnd, Bündeln gleich, unter ihren Fellen gegen die Wände gebrückten Gestalten ab. So geht es von Pontok zu Pontok; dann von Werft zu Werft. Nirgends ist eine Spur der Gesuchten.

Nebenall aber dringt die Nachricht weiter, denn ich verspreche eine gute Belohnung. Ein Holländisch rabebegehender Koffer wird aus dem Schlafe gestört. Ein Stück Papier ist vorhanden, doch kein Bleistift. Wir reißen einen Feuerbrand aus der Gluth, begießen ihn mit Wasser. Mit der so improvisirten Kohle schreibe ich auf einem Spaten als Unterlage eine kurze Nachricht. Dem Koffer wird ein Gelstück in die Hand gedrückt und er muß, unter murmelndem Protest, geraden Weges in die düstere Steppe hinein, um zwei Leute, die da draußen am Transportweg einen Brunnen graben, in Kenntniß zu setzen. Drei bis vier Stunden hat der Kerl über Stock und Stein ohne feste Richtung laufen müssen, seinen Auftrag aber ausgeführt. Vor Papier hat der Schwarze einen abergläubigen Respekt. Eine mündliche Nachricht hätte er nicht überbracht, sondern sich hinter unserem Rücken wieder zu seinem Pontok zurückgeschlichen.

Um zwölf Uhr nachts waren wir bei der entferntesten Werft angelangt. Trotz der empfindlichen Nachtfühle beschlossen wir, draußen zu nüchtern. Wenn man sich in den Pontok zu den Eingeborenen legt, schlafst man wohl wärmer,

aber unruhiger; der lästigen Gesellen wegen, die die Zuthat bilden. Wir machten uns also ein Feuerchen an, zogen die Sättel herunter, schichteten ein Bischchen Kraut zur Unterlage auf und warfen uns dicht an der Gluth nieder. War man vorn ordentlich durchgeglüht und hinten eben so gründlich durchgefroren, dann machte man „changez“ und schließt wieder einen Abzug. Da ich, so wie ich am Schreibtisch gesessen, mich aufs Pferd geschwungen hatte, mußte der Mondchein zum Zudecken genügen. Und nicht einmal meine Peife hatte ich in der Gile zu mir stecken können. Ein afrikanisches Lager ohne Peife... Undenkbar!

Unsere Pferde banden wir an einen Baum und warfen ihnen Gras vor. Sonst läßt man sie weiden. Das Konzert der frechen Hyänen, mit denen bei Nacht nicht zu spazieren ist, hielt uns aber davon ab. Unter Umständen hätten wir zu Fuß laufen können. Als der Morgen graute, warfen wir die Sättel auf, schüttelten den Frost von uns, hielten die Beine an das Feuer, niesten einmal zum Frühstück und machten uns hinter einem schwarzen Führer auf den Weg. Eine große Heerde schwarzer Paviane, die mit „affenartiger Behendigkeit“ an den glatten Felshängen herumkletterten, geriet durch unsere Morgenvisite einigermaßen aus dem Konzept. Ein alter Pavianpapa wurde zuerst wieder Herr der Situation. Er theilte rechts und links Ohrfeigen an seine junge Schaar aus. Dann schaute er mißtrauisch von sicherein Felsenhort uns nach, wie wir über das Geröll hinweg uns nach der Steppe durchtappten. In großem Bogen querfeldein reitend, erreichten wir den Weg und waren um neun Uhr früh wieder auf der Station... Es ist erstaunlich, wie schnell, trotz der Ausdehnung des Landes und seinen schlechten Verbindungen, doch Nachrichten umlaufen. Als ich etwas übernächtig in die Station eintritt, lagen mitten auf dem Hof drei Opfer ihres Freiheitstranges in verschrankten Stellungen starr und steif neben einander. Die beiden noch schlenden Flüchtlinge saßen bereits am Abend wieder hinter Schloß und Riegel. Der schwarze Hüscher aber strich grinsend seinen Lohn ein.

Nach vier Wochen war das neue Gefängniß bewilligt.

Fritz Treller.



Selbstanzeigen.

Eine Seemannslaufbahn. Von Albert Fürsten von Monaco. Deutsch von Alfred H. Fried. Berlin, Voll & Bildardt.

Ein dicker, schön ausgestatteter Band von 365 Seiten. Den Deckel zierte ein Wappen, auf dem zwei Tempelritter in mittelalterlicher Tracht ihre Schwerter über einer Fürstenkrone schwingen; unter der Krone steht die Inschrift: Deo juvante. Das Wappen ist das der Grimaldis, eines der ältesten souveränen Fürstengeschlechter Europas, deren Ahldomming, Fürst Albert I. von Monaco, das Buch geschrieben hat. Verspricht der Titel die Schilderung nautischer Verhältnisse, weiter Fahrten auf fernem Meeren, so verheißt das Inhaltsverzeichniß

Beschreibungen von Jagden, wissenschaftlichen Unternehmungen, arktischen Expediitionen. Den Tiefseeforscher, den Ethnologen und den Freund bunter Abenteuer wird das Buch befriedigen. Sein Hauptwerth scheint mir aber in der Weltanschauung des Verfassers zu liegen. Diese ethische Grundlage fesselt unseren Blick nicht nur deshalb, weil der Verfasser das Ländchen beherrscht, daß den Treppunkt der nicht gerade besonders ethisch veranlagten Kreise der modernen Gesellschaft bildet, sondern, weil Kaiser Wilhelm die Widmung der deutschen Uebersetzung angenommen und sich so zum Protektor der darin ausgebrüllten Ideen und der an manchen modernen Institutionen gelbten Kritik gemacht hat. Der deutsche Botschafter in Paris, ein Freund des förmlichen Verfassers, hat im vorigen Jahr angefragt, ob der Kaiser die Widmung des damals erst in französischer Sprache vorliegenden Buches annehmen werde, und konnte Stern, als er auf des Fürsten Schloß am Helsen zu Monako als Guest weilte, die bejahende Antwort melden.

Die Widmung feiert den Kaiser zunächst nicht, wie man es bei einem Seemannsbuch annehmen möchte, als den Beschützer der Schiffahrt, den Erbauer und Meister der deutschen Kriegsmarine, sondern als den „Souverain, der Arbeit und Wissenschaft beschützt und so die Verwirklichung des edelsten Wunsches des Menschheitsgewissens vorbereitet: den Wunsch nach Vereinigung aller Kulturkräfte zur Herbeiführung der Herrschaft eines unvergleichlichen Friedens.“ Darunter versteht Fürst Albert, der Schützer und Förderer der internationalen Weltfriedensbewegung, nicht den „bewaffneten“, sondern einen auf Rechtsvereinbarungen begründeten und durch ein wohlverstandenes Erkennen der gemeinsamen Interessen gesicherten Frieden mit dem internationalen Schiedsgericht als krönendem Überbau. Er verhehlt auch seine Antipathie gegen die Kriegsmarine nicht; „das Bild der Zerstörung und des Todes, das vom Kriegsmaterial nun einmal unzertrennlich ist, vertrug sich durchaus nicht mit meinen wissenschaftlichen Neigungen“, sagt er; „und von der dem ‚Gott der Schlachten‘ zugeschriebenen grausamen Rolle war ich niemals erbaut.“ Wer denkt dabei nicht unwillkürlich an „unseren großen Alliierten“ und an den „Herrgott von Derniwitz“, den Kaiser Wilhelm so oft pries? Der Fürst spricht auch von „den grausamen Augen kriegerischen Ruhmes, von denen die Menschheitsfamilie sich so oft täuschen ließ“, und tadeln den Grobererfanatismus, der, in seiner Unwissenheit, „die ganze Erde mit Armeen, Kanonen und Flotten bedroht“. Das Alles — nebst Dem, was über die Idee der Gerechtigkeit, über Menschheitsolidarität und moderne, vom Rechtswahn des Stärkeren bestreite Fürstenspflicht gesagt wird — muß der Kaiser gebilligt haben, da er die Widmung annahm. Auch über die Art, wie in den Kolonien das Christenthum propagirt und geübt wird, spricht der Fürst harte, nur allzu wahre Worte. Als junger Höhnlings hatte er in der spanischen Marine auf den Antillen Gelegenheit, das Sklavenwesen der Pflanze und ihr unmenschliches Treiben kennenzulernen. Anschaulich schildert er die fragwürdige Freiheit, die der armen Neger hatte, wenn die spanischen Seeleute sie den Händen der Sklavenhändler entrissen; zuerst wurden sie getauft und dann an Bord behalten, „wo sie die Laster der Wildheit ablegen sollten, um die Laster der Civilisation anzunehmen“, und wo man sie als Heizer an den Kesseln braten ließ, — „sicher nur, um sie von ihrem Ketzerthum zu reinigen.“ Alles, was hier über unser Scheinchristenthum, doppelseitige Moral, Vergiftung und Korrumperung der

angeblich der ewigen Seligkeit gewonnenen und aus der Barbarei erlösten Heiden gejagt wird, verdient um so ernste Beachtung, weil Wilhelm der Zweite diesen Gebannten sein Imprimatur gegeben hat.

Alfred D. Fried.

*

Über die Liebe. Von Stendhal (Henry Beyle). Deutsch von Arthur Schurig. Verlag von Eugen Diederichs in Leipzig 1903.

Das Buch bringt Selbstbekenntnisse eines „melancholischen Epiküters“, wie Paul Bourget in einem seiner vorzüglichsten psychologischen Essays sagt. Wir in Deutschland kennen den französischen Dichterphilosophen Stendhal noch wenig, obgleich sich Burckhardt, Nietzsche und Heyse für ihn begeistert haben und obgleich schon Goethe in einer Zeit, wo Stendhal kaum im Frankreich Verachtet hatte, mit seinen klaren Augen das Genie eines Mannes richtig erkannte, der selbst von sich sagte: „Ich werde erst nach 1880 gelebt werden“. Diese Voraussagung hat sich erfüllt; heute bewundert ihn eine Schat von Enthusiasten jenseits wie diesseits des Rheines, seit Taine ihm zur Auferstehung verholfen hat. Das Buch „Über die Liebe“ gilt in Frankreich neben dem Roman „Roth und Schwarz“ als Stendhals bestes Werk. Gerade in unserer Zeit, wo der überarbeitete Berufsmensch nicht mehr die Zeit, den Mut und die Spannkraft besitzt, sich einer Leidenschaft völlig hinzugeben, der Weltmann aber blasirt über die Liebe spottet und sich eines offenen Bekennnisses schämen würde, selbst wenn er echter Empfindungen noch fähig wäre, — in unserer Zeit ist es um so wertholler und lehrreicher, zu sehen, wie ganz anders einst ein freier, vornehmer und reichbegabter Mann über dieses Thema gedacht hat, der im Gefolge des großen Napoleon als Offizier und Diplomat, als Kunstmäzen und Liebemann das Glück hatte, die schönen Frauen in allen Winkeln Europas bald als Don Juan, bald als Werther studiren, anbeten und lieben zu können.

Arthur Schurig.

*

Lieder aus dem Ninnstein. Mit Umschlag von Hans Baluschek. Verlag Karl Henfell & Co., Leipzig und Berlin 1903. Eine Mark.

Was heute gewöhnlich „Bassen- und Dirnenlieder, Baganten und Straßen- dichtung“ genannt wird, ist weit entfernt von Echtheit, Tiefe, Kraft und wirklicher Lust, Leidenschaft und Überlichkeit. Entweder ist es süßlich, wie so viele Wanderlieder unserer Väter. Oder es ist zur Roth ein Bischen schlüpfrig, wie die Erzeugnisse heutiger Großstadtbünglinge. Seit Jahren habe ich nun das Echte gesammelt. In den Herbergen, wo ich eine Zeit lang leben mußte, hörte ich Lieder von seltsamem Klang. Wie so viele meiner wandernden Genossen, schrieb ich sie auf. Sie wurden der erste Stamm dieser Sammlung. Später kamen Dirnenlieder, die ich von „solchen“ Mädchen erhielt, und kam Alles hinzu, was irgend mit der echten Landstraßendichtung zusammenhing. Besonders eifrig suchte ich auch von den alten Volksliedern Alles zu retten, was wegen seiner Lebendigkeit und Dernheit unterdrückt worden war. Dazu kamen seine Sachen aus der Schäferzeit, die herrlichen, ungeschminkten, von Lebenslust strohenden Gesänge der wandernden Kleriker und vieles Moderne, was noch ganz unbekannt oder doch nur engen Kreisen nicht fremd ist. Der amerikanische Dramp Martin Drechsler, ehemaliger preußischer Referendar, und Margarethe Beutler,

die so prächtige Großstädtebilder malt, lieferten mir sehr viel, auch Ungedrucktes. Herner enthält das Buch Lieder von Conrad, Karl Henckell, Franz Diederich, Peter Hille, Hans Hyam, Frank Webekind, Leo Greiner, Emanuel von Bodmann, J. H. Modan, Georg Lipp, Else Lasler-Schüler, Leopoldow, Erich Rühsam, Robert Neichel, J. J. David, Otto Krüller, Ada Christen, Fritz Binde, Joh. Chr. Günther, Georg Büchner, Goethe, Schiller und Heine. Ich denke, diese Sammlung, die Vierbaums „Deutsche Chansons“ ergänzt, wird ein Bestvater sein, daß jedem lebensfreudigen Menschen einen Genuss bereitet und dazu dem Literaten, dem Philologen und manchem anderen Gelehrten Anregungen bietet, — trotzdem es kein gelehrtames Buch ist.

Großlichterfelde.

Hans Ostwald.



Die Bodenreform. Grundfährliches und Geschichtliches zur Erkenntnis und Überwindung der sozialen Noth. Zweite durchgearbeitete und vermehrte Auflage. Preis: 2,50 Mark.

Über Bodenreform wird jetzt ziemlich viel in der Tagespresse gesprochen. Die Veranlassung dazu gab die geplante Verschmelzung der Freisinnigen Vereinigung mit der nationalsozialen Partei, die unter ihren führenden Männern viele Bodenreformer zählt. Herr Eugen Richter wird nicht müde, in der Freisinnigen Zeitung festzustellen, daß die Bodenreform etwas durchaus Antiliberales sei, und selbst Blätter der Freisinnigen Vereinigung glauben, ihre Seele durch eine ausdrückliche Verwahrung gegen die Bodenreform salviren zu sollen. Und dabei wird man das einigermaßen beschämende Gefühl nicht los, daß alle die „großen“ Blätter, die hier die Mitglieder ihrer Parteiorganisation belehren wollen, selbst gar keine klare Vorstellung von der Bodenreform haben, zumal von der deutschen Bewegung und Lehre. Da trifft es sich vielleicht — wer weiß allerdings, ob Manchem wirklich willkommen — gut, daß von meiner Schrift nach Jahresfrist eine zweite, wesentlich erweiterte Auflage erscheint. Ich bin nun seit mehr als zehn Jahren Leiter des offiziellen Organes der Deutschen Bodenreformer und seit sechs Jahren erster Vorsitzender der Bundesorganisation. Da mein Buch das einzige ist, das im Zusammenhang unsere Lehre darstellt, wie sie sich auf deutschem Boden entwickelt hat, habe ich wohl ein gewisses Recht, die Herren, die heute über uns schelten oder uns vertheidigen wollen, einzuladen, zuerst einmal dieses Buch kennen zu lernen. Für junge Nationalökonomien hat der Hinweis gewiß Interesse, daß der als Besitzer der ersten Uhrensammlung der Welt bekannte Herr Marsels einen Preis von dreitausend Mark Dem ausgezahlt hat, der einen grundlegenden Irrthum in diesem Buch nachweist. (Die näheren Bedingungen dieses Preisausschreibens sind durch das Bureau des Herrn Marsels, Berlin, Zimmerstraße 8, kostenfrei zu bezahlen.) Die Hauptteilung des Buches ist auch in der Neuauflage die gleiche geblieben: 1. Weber Kapitalismus noch Kommunismus? 2. Die Bodenreform in den Städten. 3. Die Bodenreform und das Agrarproblem. 4. Die Bodenreform und Israel. 5. Die Bodenreform in Griechenland. 6. Die Bodenreformkämpfe in Rom und ihre Lehren. 7. Henry George. 8. Die Hohenzollern und die Bodenreform.

Adolf Damaschke.



Regenzeit.

Als es begann, war man guten Muthes, denn die Fultschwüle hatte sich angelündigt und auch dies grüne Kesselthal durchglüht und versengen gewollt.

Den ersten Tag fühlte man sich erquict; man sah, wie das Gras sich inniger und leuchtender begrünte, wie die Rosen, die hier eben erwachten, fröhlicher und duftender ausbrachen. Abends vermischte man wohl das leuchtende Spiel der Glühwürmchen, die eben ihren schönen und anmutigen Flämmchenreigen zu führen angehoben hatten. Dessen mochte man entzücken, denn man schien deshalb besser, gewiegt von der immer gleichen Musik der Regentropfen, die einstündig niedersfielen. Bald schärzte sich aber das Ohr. Und man lernte die Laute immer deutlicher unterscheiden, aus denen sich diese trostlose Musik zusammensept. Erst glitten die Tropfen übers Dach und die Mauer, wie mit behenden und leisen Rahmenpfützen; dann trappelten sie darauf, wie mit ungebildigen Kinderschüchtern.

Aus dem Hallen ward ein immer lauterer Sturz. Aus dem Rieseln ward ein Glucksen. Das schwoll zu einem begierigen, heiseren Schmören. Septe es einmal aus, dann war es nur, als müsse der Regen selber Atem holten von der immer gleichen Anstrengung, mit der er auf diese Welt niedersfiel, die noch vor Kurzem ihr schönstes und farbigstes Sommergewand an sich getragen; und man erschrak beinahe ob der plötzlichen und beklemmenden Stille.

Gleich Gespenstern in ihren grauen Umhüllen schlichen die Menschen durch das Thal. Man wagte kein lautes Wort neben dem monotonen Raunen, Rechzen und Söhnen, das durch das All ging. Und die grauen Rebel hoben sich; sie krochen angstlich an den Berglehnen empor, verbanden sich mit den Wollen, die grau, mähähig, schwerfällig, wie schwanger von immer neuem, unerschöpflichen Unheil, niederhingen, irrten in Fegen an den Hängen entlang und stiegen beklemmend nieder zu den Menschen.

Rosenblätter auf allen Wegen, an den Umrüttelungen der Gärten. Es giebt nicht leicht Etwaß, das so entmuthigt, so sehr an manches Menschenschicksal mahnt wie ein Rosenblatt vom wilben Wasser verschwemmt und gar ziellos in den Roth getreten.

Man spähte nach dem Barometer. Er stand hoch, eigenstümig hoch; nicht anders, als wolle er dies allgemeine Elend verhöhnen. So stieg er lustig zu Höhen, während man sich immer mehr auf die gebahntesten und sichersten Wege beschränkt und um jede Sommerluft, mit der man nach den Mühsalen des Winters rechnen gedurst, betrogen sah.

Es fiel Neuschnee. Der gilt so recht für ein günstiges Zeichen und trog diesmal dennoch, obwohl er viel tiefer hernieder kam, als der Jahreszeit gemäß war: bis weit unter die Baumgrenze. Jegliches Zeichen wurde beachtet; und jedes trog. Man kam sich nicht klüger vor als alte Weiber, die im Kaffeesatz ihre Offenbarung suchen; und es war eine hilflose Zornigkeit in den Gemüthern.

Versuchte man einen Spaziergang, und wats nur, um der feuchten Kälte zu entrinnen, die einem das Innerste durchtränkte, dann verleiste der Unblick trüger Tümpel, die immer wachsen und so häßlich glücksten. Ueberall machten

sie sich breit: sie schwollen mächtiglich; aus den Kellern, die längst überschwemmt waren, hoben sie sich ans Licht, darin zu sehen sie Niemand verlangte.

Ein grünes Wasser geht durch das Thal. Es hat oftmals uns schweres Unheil gebracht, trog aller Nähe und allen Opfern, die Menschen daran segten, es zu meistern. Das schwoll nun von Stunde zu Stunde; es überflutete die Wehr, mit der man es dienstbar und gefügig machen wollte. In einem Satz, in vollen, graugrünen Gischtien mit schmutzigem Weiß bekrust, versprühend sprang es darüber und brüllte immer gewaltthätiger, immer fordernder und zorniger.

Und die Wetterbäume, die ein Regentag zu ergänzen und zur Vernichtung angustacheln vermag, stürzten mit dumpfem Losen nieder. Es ging wie ein ewiges Stossen durch die Welt, auf die ein erbarmungsloser, bleifarbiger und unsäglich niedrig gespannter Himmel drückte. Ein Leichtentuch war ausgespreizt. Man verbrachte die Nacht, die keinem rechte Erquickung mehr spendete. Denn mitten im Schlummer erwachte man und hörte. Immer das gleiche schläfernde Trommeln gegen die Fensterscheiben; jener Frost, der Einem die Seele bekreicht.

Alles Maß der Zeit verlor man. Eine Stunde glich so ganz der anderen. Man ward müde vom ewigen Starren in den grauen Schleier, der, einmal dichter, einmal dünnner gesponnen, niederhing. Manchmal meinte man, es erhöhe sich endlich, endlich der Wind, der dies Gewölk zerreißen und dem Lichte, daß man immer schmerzlicher entbehrt, einen Zugang in die Welt bahnen könnte. Ein Baum erbebte in schmerzlichem Schaudern, aber es ging keinerlei Wehen: er schak nut zusammen unter der Wucht der Regenmassen, die sein Laubwerk beschwerten und völlig durchfeuchteten.

Man wird theilnahmlos. Das Einzige, was Einen beschäftigt, ist die Frage: wie lange diese Eintrübung der Tage noch währen wird. Mit geheimem Gruseln hört man die Berichte vergangener Hochwässer: wie hoch die Fluth da und dort gestanden sei und welchen Schaden sie gestiftet habe. Und man verspürt jenes lästerne Kribbeln babel in sich, das eine nahende Gefahr zu weden pflegt. Kein Gedanke spannt sich zu weiterem Flug; gleich den Sperlingen mit dem lebenden Gefieder hüpfen sie über den dampfenden Boden, ziepen ängstlich und voll Klage und thun manchmal einen hastigen Aufblick nach dem bleiernen Himmel, ob er noch nicht heller werde.

Eine Legende fällt mir ein. Ich weiß nicht: hatte man sie mir in meiner märchenreichen ersten Jugend erzählt, die gewiegt war von Sagen und Gebräuchen, oder flog sie mir sonst zu?

Es heißt danach, daß keine Thräne verloren gehe, die hier auf Erden geweint wird. Eine ganze Anzahl Engel, die diesen Dienst nicht lange aushalten, so sehr anstrengend ist er, ist damit beschäftigt, sie zu verzeichnen und einzutragen in ein großes, großes Buch.

Ihre Zahl aber steht in einem gewissen, geheimnißvollen Verhältniß zur Zahl der Regentropfen, die in einem Jahre niedergesendet werden zur Erde. Und man erkennt ganz gut aus der Art der Regenglüsse, welcher Beschaffenheit und welchen Ursprunges die Jahren waren, denen sie entsprechen. Zum Beispiel: ein leichter Strichregen, hinter dem schon die Sonne vorlacht und ein Regenbogen gaukelt bunt dahinter. Dies sind jene Kinderthränen, die ohne redten

Grund fließen und denen ein herzhaftes Lachen und die volle Lust der Jugend folgen. Über: es giebt Thränen des Dankes und der Freude. Die fließen selten genug, — fast so selten, wie sich die Himmel öffnen, wenn die Fluren und alles Geschöpf nach Erquickung schreien.

Endlich: man weint aus Zorn, aus Stoll, aus Verzweiflung. Und Dies sind jene endlosen Regengüsse, die wahllos niedersützen, die Saaten verheren, die Fluthen zornig und verderblich machen. Und ihrer sind mehr, viel mehr als von den anderen beiden Arten; und sie bellemmen uns mit einer Ahnung jener Sonnenlosigkeit, die nach dem letzten Ende alles Geschaffenen über uns herabstürzen wird. Und dennoch meine ich, es stünde hier noch nicht das richtige Verhältniß oder es sei mindestens noch nicht ergründet. Denn anders wäre es mit unklar, daß noch immer nicht die Sintfluth hereingebrochen sei mit zornigem Brausen und unwiderstehlicher Gewalt.

Wien.

J. J. David.



Anleihenoth.

Sangsam, aber stetig sinkt wieder einmal der Kurs unserer deutschen Anleihen. Nie, hört man, werben an einem Börsentage Anleihetüte in großen Posten zum Verkauf angeboten, immerhin täglich aber so viele, daß schließlich eine hübsche Summe verkaufter Staatsrente zusammenkommt. Vor diesem unveränderlich gleichen Angebot vom Konzils und Reichsanleihen scheinen die Banken Furcht zu haben; jedenfalls thun sie nichts, um das Sinken der Kurze aufzuhalten. Um so eifriger ist die Presse am Werk. Die Hundstage sind vorüber, der heimgekehrte politische Redakteur hat den Volksreporter, der Monate lang allein herrschte, entthront und das Publikum wünscht, endlich wieder Anderes zu hören als die lieben alten Geschichten von der Seeschlange und dem Riesenwalfisch. Wo aber den Stoff hernehmen? Jebes Adenlein wird dankbar begrüßt; und mit wahrer Wonne stürzen die Männer des Leitartikels und der Handelsrubrik sich auf das bewährte Thema des Rententilgangs.

Spah bei Seite. Die Wichtigkeit der Sache ist nicht zu unterschätzen. Seit Miquels Konversionen hat der Besitzer deutscher Renten selten fröhliche Tage gesehen. Ihr Kurs ist mit einer Beharrlichkeit, die auf allen übrigen Gebieten unseres nationalen Lebens vermißt wird, gefallen; die dreiprozentigen stehen jetzt schon auf 90, also unter dem Kurs der letzten Emission. Natürlich sind die Staatsrentiers übler Laune. An diese Thatsache könnte der Politiker interessante Betrachtungen knüpfen; sind die Rentenbesitzer nicht mehr die festesten Stützen der Gesellschaftsordnung? Und siehe: sie schelten laut oder leise; und eine andere Klasse von unbedingt Getreuen, die der Oeffigiere, beginnt eine öffentliche Erörterung ihrer Lohnfrage. Das sind zwei Symptome, die man nicht übersehen sollte. Der Wirtschaftskritiker hat sich freilich nur um die finanziellen Folgen dieser Unzufriedenheit zu kümmern. Er sieht, daß die Kapitalisten heute

mehr denn je geneigt sind, ihr Geld in andere Rässen zu tragen als in die Preußens und des Reiches. Schon die Herabsetzung des Zinsfußes auf drei Prozent hat die Zahl Derer verringert, die sich in unserem armen Lande noch den Zugus leisten können, ihr Geld in Staatssrente anzulegen. Und wer sich mit drei Prozent begnügt, will dann wenigstens vor Verlusten sicher sein. Man vergibt zu leicht, daß die Psyche des Aktienkäufers von der des Staatsrentners sehr verschieden ist. Der Aktionär rechnet, wenn er nicht etwa ein reiner Thor ist, stets mit der Möglichkeit eines Kursschubes. Braucht er in einer Zeit schlechten Kurssstandes für eine Weile Geld, so kann er seine Aktien beleihen lassen; die sechs oder sieben Prozent Zinsen sind leicht zu verschmerzen, wenn bei steigender Konjunktur ein sechsfach höherer Kursgewinn winkt. Staatssrente aber faust man oft gerade in der sicheren Hoffnung, sie unter allen Umständen, auch wenn man plötzlich Geld nötig hat, mindestens ohne beträchtlichen Verlust verkaufen zu können. Soll man aber bei $3\frac{1}{3}$ Prozent Zinsen für den Fall plötzlichen Geldbedarfes 10 Prozent Verlust riskieren, dann bannt man für Baldost und wählt ein anderes Anlagepapier; vielleicht nicht gleich auf dem gefährlichen Gebiete der Industrie oder der ausländischen Anleihen; man kann ja Erste Hypotheken oder Hypothekensandbriefe erwerben. Jeder Staat hat also ein Interesse an der Stetigkeit seines Rentenkurses; und wie jeder Geschäftsmann, sollten deshalb auch die Finanzminister auf die Wünsche ihrer Kundenchaft alle irgend mögliche Rücksicht nehmen. Das mag auch der neue Reichswirtschaftsminister bedenken.

Der Rückgang des Rentenkurses ist durch hundert verschiedene Gründe erklärt und hundert verschiedene Heilmittel sind gegen das Leiden empfohlen worden. Jeder Journalist, der auf sich hält, hat ein sicher wirkendes Rezept in der Tasche und begreift nicht, daß der deutsche Erdkreis es nicht begeistert anerkennt. Um Bequemsten haben es die Leute, die von je her den dreiprozentigen Typus verdammt haben; sie können ihm nun alle Schuld aufbürden. Deutschland, sagen sie, ist für eine so niedrige Verzinsung eben noch nicht reif. Dieser kritiklos verallgemeinernden Ansicht kann ich im vollen Umfang nicht beistimmen. Mir scheint, wie ich hier schon früher sagte, daß man in Preußen und im Reich mit der Konversion zu lange gezögert und den richtigen Zeitpunkt verpaßt hat. Der Verzicht auf höhere Staatszinsen wurde — Das war die Folge des Bauerns — dem deutschen Kapital in einer Zeit zugemuthet, wo der industrielle Aufschwung begann und von allen Seiten große Kursgewinne und Dividenden lockten. Natürlich wurde damals viel Material frei, die früher sehr gut klassierten deutschen Anleihen kamen in den Besitz minder potenter Personen und man konnte voraussehen, daß diese Verschiebung nicht im Sinn stetiger Kursgestaltung wirken würde. Seitdem aber hat die Industrieth unsere Kapitalisten beten gelehrt und sie könnten sich an den niedrigen Zinsfuß der Staatssrenten allmählich gewöhnt haben. Man erstrebt heute eine bessere Platzierung der Anleihen und ist auf den Einfall gekommen, nach französischem Muster gewisse öffentliche Rässen zur Anlage ihres Geldes in Konsois und Reichsanleihe verpflichten zu wollen. Der Gedanke besticht den ersten Blick. Nur wird dabei vergessen, daß wir etwas solchem Anlagezwang Ähnliches ja schon haben, da unsere Anleihen als die sichersten der milübelsicheren Papiere gelten. Man könnte die Zahl dieser Papiere verringern; was aber wäre die Folge? Der Kurs der gedachten, inner-

lich aber nicht schlechter gewordenen Werthe würde sinken und eine Menge solcher Anleihesitzer, die nicht verpflichtet sind, gesetzlich für minderjährige erklärte Papiere zu kaufen, würde verleitet, ihre Rente gegen reichlicher zinsende Werthe auszutauschen. Doch man will nun einmal durchaus, daß zur Aufrechterhaltung des Rentenkurses etwas geschehe. Die Seehandlung oder das Preußenkonsortium sollen die auf den Markt gebrachten Anleihestücke aufkaufen. Das verlangt man und bedenkt gar nicht, daß eine Aktiengesellschaft gegen das Interesse ihrer Aktionäre handelt, wenn sie Nischenposten eines Papiers erwirkt, das, wie die Erfahrung lehrt, ein recht beträchtliches Risiko läßt. Das verlangt man und fragt nicht, ob es vernünftig wäre, das Geld, das der preußische Staat sich auf dem Anleihemarkt verschafft hat, um es flüssig zu haben, nun wieder festzulegen. Vor allen Dingen aber: das ganze Manöver würde nicht ans Ziel führen. Jämmer wird an die Hypothekenbanken erinnert, die den Kurs ihrer Pfandbriefe selbst reguliren. Das ist richtig: nur darf man nicht übersehen, daß erstens die Verlosungen die Stückzahl der einzelnen Pfandbriefskategorie beständig verringern und daß zweitens die Hypothekenbanken in ihren Bonifikationen ein Mittel haben, die Pfandbriefläufer auf viel längere Zeit festzulegen, als es ein Anleihekonsortium vermögt.

Die empfohlenen Heilmittel seien sämmtlich voraus, der Rückgang des Rentenkurses sei durch Zufallserscheinungen und vorübergehende Umstände bewirkt. Die wahre Ursache aber sehe ich an einem anderen Punkte. Richtig ist, daß Miquels verspätete Konversion große Summen, die früher in Staatsrente angelegt waren, in Bewegung gebracht hat. Dieser Fehler wäre aber längst nicht mehr fühlbar, wenn man nicht ein so hastiges Tempo für die Aufnahme von Anleihen gewählt hätte. Wir pumpen mit Hochdruck. Pumpus von Petrusia und Therese Humbert sind, im Vergleich mit unseren Finanzgenies, harmlose Stümper. Vollkampf voraus, gehts in die vierte Schuldenmilliarde. Seit dem Etatjahr 1889 hat sich die Zinslast der Reichsschuld von 34½ auf 99 Milliarden erhöht. Ich will von den Ansprüchen, die damit an die Steuerkraft des Landes gestellt werden, absehen und nur erwähnen, daß dieser Mehrrung der Reichsschuld die Sparkraft des Volkes sich nicht anzupassen vermochte. Das wurde lange nicht bemerkt, weil das Ausland unsere Anleihen kaufte. Jetzt kommt die Rente in ihre Heimath zurück und man beginnt, nach und nach zu erkennen, daß die ungeheure Anleihesifikation unserem Verhältnissen, unserer Finanzkraft nicht entspricht. Und da der weitaus größte Theil des Geldes für Heer und Flotte ausgegeben worden ist, kann das suchende Auge auch kein Attivum von greifbarem Werth entdecken. Ich halte es nicht für einen Zufall, daß der Rentenkurs gerade jetzt, wo eine neue Militärvorlage droht, die unaufhaltsame Neigung nach unten zeigt. Man fürchtet die neue Anleihe: Das ist der wahre Grund des Kurrückgangs. Wer ihn hemmen will, muß dafür sorgen, daß Herr von Rheinbaben und Herr von Stengel, Thielmanns Nachfolger, gegen neue Ausgaben und neue Anleihen sich eine Weile energisch wehren.

Plutus.



Notizbuch.

Schon neue Oberpräsidenten und ein neuer Staatssekretär: sein riesiges Revirement, das feinfühlige Jugen!, die auf den unteren Sprossen der Staatsbrennenleiter ungebürgig neuer Klettermöglichkeiten harrt; und keins, daß solcher Jugend Hoffnung freuen bereiten kann. Jung ist von den Beschwerten nur einer: Herr von Windheim, der als Oberpräsident nach Kassel geht. Früher Polizeipräsident von Berlin, dann Präsident der Regierung in Frankfurt an der Oder. Das war kein Advancement; und ein Schlätteln der Köpfe empfing die Ernennung. Denn man wußte, daß Herr von Windheim zu den Lieblingen des Kaisers gehört. Des Räthsels Edlung war einfach Konflikt Phili Eulenburg-Hochberg & Pierson. Frictionen im Ministerium des königlichen Hauses. Herr von Wedel-Piesdorf sollte über Bord und seine Nachfolge war Herrn von Windheim vertheilen. Doch der Hausswedel wurde noch einmal gestützt und durfte im rosiigen Licht weiterathmen. Natürlich mußte Herr von Windheim entschädigt werden. Daß er vom Alexanderplatz scheiden werde, war schon bekannt. Besseres im Augenblick nicht frei: vorläufig also Frankfurt. Kurze Übergangszeit, hieß es zum Teufel. Jetzt Kassel; trotzdem die Ernennung des dortigen Regierungspräsidenten, des Herrn von Trott zu Solz, fast schon sicher war. Herr von Windheim hatte eben die festere Zusage. Wahrscheinlich wird er auch in Kassel nicht lange bleiben. Er ist längst außersehen, eines Tages Herrn von Lucanus abzulösen, und könnte vorher noch im Ministerium des Innern gastieren, wo der Freiherr von Hammerstein schon jetzt nicht mehr hausen würde, wenn die geschickt ausgenügte Preßfehde ihn nicht noch ein Weilchen hielt. „Zwingen lasse ich mich nicht.“ „Noch herrschen in Preußen nicht die Zeitungsschreiber.“ In Berlin hat Herr von Windheim seine Sache gut gemacht; er soll auch ein tüchtiger Landrat gewesen sein. Dauernd nützliche Leistung ist aber von Verwaltungbeamten nur zu erwarten, wenn man sie lange auf ihrem Posten läßt und sie sich in die Bedürfnisse des Kreises, der Provinz einleben können. Das ist nicht mehr Mode. Heute hier, morgen dort. Beispiel: Graf Robert von Leditz und Trüpfcheler. 1881 Präsident in Oppeln, 1886 Oberpräsident von Posen, 1891 Kultusminister, 1898 Oberpräsident von Hessen-Nassau, 1903 Oberpräsident von Schlesien. In sechzehn Jahren vier völlig verschlebene Aufgaben. Selbst für einen so gewissenhaften und menschenverständigen Mann zu viel. Graf Leditz ist kein Bürokrat, wird aber, wie in Posen, Berlin, Kassel, auch in Breslau zunächst auf die Geheimratshärtoutine angewiesen sein. Warum ließ man ihn nicht in Posen? Da hätte er nützlich gewußt. Jetzt ist er für die Pflichten einer neuen, schwierigen Verwaltung zu alt. 1837 geboren. Nur Männer von ganz ungemeiner Vitalität leernen im siebenundsechzigsten Lebensjahr noch neue Verhältnisse meistern. Sind wir am brauen Durchschnittsmandarinen so arm, daß Kreise an die wichtigsten Stellen befördert werden müssen? So scheint's; denn auch der Freiherr von Stengel, der zum Staatssekretär des Reichsschatzamtes ernannt worden ist, gehört zum Jahrgang 1837. Ein Versuch mit untauglichem Mittel. Daß der neun Jahre jüngere Freiherr von Thielmann müde sei, wußte man. Um ihn ist es schade. Ein sehr begabter, gründlich gebildeter Mann, den Kurt von Schloeger schon in Washington schätzte und von dem Lothar Bucher zu Bismarck sagte: „Das wird mal ein Finanzminister.“ Ein fultivierter Mensch, der die Welt kennt und nur allzu bequem geworden ist; ganz anderer Kaliber als die preußische Duxenbegallenz. Erstens aber ist er kein Rechner; und Graf

Posadowitsch — auf die Herren Bölow und Reichthofen ist ernstlich nicht zu reden — kann die Handelsverträge nicht allein durch den Reichstag schleppen. Zweitens hat er Caprivi's Russenvertrag im Parlament vertreten und ist zu stolz, um jetzt seine eigenen Argumente zu bekämpfen. Drittens will er eine durchgreifende Reichsfinanzreform, will, wie jeder Verständige, eine höhere Besteuerung von Bier und Tabak: und das Streben nach solchem Ziel wäre einstweilen aussichtlos. Vor allen Dingen: begoutiert und der ewigen Wirtungen seit. Seinem Nachfolger ist nur eine gute Eigenschaft nachzusagen: er ist ein Bayer, wird also vielleicht die süddeutschen Finanzinteressen kräftiger wahren. Wäre er das ragende Talent, als daß er vom Gesinde jetzt angestachelt wird, dann hätten die Bayern, bei ihrem Mangel an brauchbaren Männern, ihn nicht zwanzig Jahre lang als Stellvertreter im Bundesrat schimmeln lassen. Ueber Speyer, Würzburg, Augsburg, München, Berlin amlich nie hinaus gelangt. Und, wie gesagt, viel zu alt, um sich in schwierige Materien noch hineinarbeiten zu können. Das nennt sich bei uns Revirement . . . Der Kaiser hat an den Prinz-Negenten von Bayern telegraphiert: „Deine Beamenschaft mag von Stolz erfüllt sein, zu so hohem, verantwortungsvollem Amt einen Beamten der Ihren haben stellen zu können.“ Darob Staunen in Bayern. Stolz, weil ein Bayer Staatssekretär wird, also erreicht, was in Preußen ein Schelling und Reichhofen erreichen kann? Der Kaiser scheint zu glauben, die Stellung des Reichschaßekretärs sei höher als die des Finanzministers in einem Bundesstaat. Das wäre ein Irrthum, den Bismarck noch in seinen letzten Tagen energisch bekämpft hat. Staatssekretäre sind nach der Verfassung dem Kanzler untergeben, sind im Grunde seine ersten Vortragenden Räthe. Die Minister der Bundesstaaten aber sind Kollegen des Kanzlers als preußischen Ministerpräsidenten. Was die Minister aber bereit Vertreter im Bundesrat beschließen, haben die Staatssekretäre auszuführen und im Reichstag zu vertheidigen. Herr von Riedel ist auch jetzt noch mehr als Herr von Stengel. Darum fand Bismarck es unschicklich, daß die Konferenz der deutschen Finanzminister unter dem Vorsitz des Reichschaßekretärs tagte, der ihr Organ, nicht ihnen vorgesezt ist. Und darum darf man den Freiherrn von Thielmann loben, trotzdem er den aller Wirtschaftserkenntniß unzugänglichen Kanzler nicht zu einer vernünftigen Reichsfinanzpolitik zu stimmen vermocht hat.

* * *

Pichelswerber ist eine zweihundertundfünfzig Morgen grohe, bergige und bewaldete Havelinsel, auf der einst Flohwärter wohnten. Jetzt findet der Wanderer dort vier Schankwirtschaften und eine Villa. Berliner Kultur. Neulich wurde nun im „Vorwärts“ ein Höflingplan ausgeplaudert, der darauf ziele, Pichelswerber in kaiserlichen Privatbesitz zu bringen. Dann soll ein großes Schloß gebaut, die Insel streng abgesperrt und zu einem eigenen Reichstagwahlbezirk umgewandelt werden. So werde der Kaiser vor Aufruhr und Straßenputzchen sicher sein, auf der döberitzer Heerstraße schnell Truppen heranziehen können und sich den Schmerz ersparen, den Wahlbezirk seines Wohnortes von einem Sozialdemokraten vertreten zu sehen. Der Plan gehe von dem Hofmarschallherren von Trotha aus und der Burgenbaumeister Odo Ebhardt habe schon ein Projekt ausgearbeitet. Das las man ohne allzu große Verwunderung. Vielleicht ist's wahr, vielleicht nicht. Daß der Kaiser mit der nahen Möglichkeit eines Bürgerkrieges rechnet, wissen wir leider; viele Reden deuten solche Möglichkeit an. Vor zwei Jahren, als er die neue Kaserne des Garbegrenadierregimentes Kaiser Alexander einweihte, sagte Wilhelm der Zweite, er braüche in seiner Nähe eine „feste Burg“ und eine

persönliche Leibwache, die „Tag und Nacht bereit sein muß, für den König ihr Blut zu verspritzen“; denn „wenn die Stadt Berlin noch einmal, wie im Jahr 48, sich mit Freiheit und Unbotmäßigkeit gegen den König erheben sollte, dann seid Ihr, meine Grenadiere, berufen, mit der Spieße Eurer Bayonnette die Frechen und Unbotmäßigen zu Paaren zu treiben“. Seitdem ist die Macht der Sozialdemokratie, die der Kaiser eine „hochverrätherische Schaar“, eine „Rote vaterlandloser Gesellen“, eine feige Mördergruppe genannt hat, noch beträchtlich gewachsen. Warum sollte der Bericht des „Vorwärts“ also nicht wahr sein? Jemand ein Höffling möchte den Plan erfunden und der Kaiser gesagt haben: „Legen Sie mir ein Projekt vor.“ Das wäre sein unbestreitbares Recht; und wir hätten, wenn, wie angenommen werden muß, die gesetzlichen Vorschriften beachtet würden, nichts dieinzureden, hätten höchstens wieder einmal zu bedauern, daß dem Monarchen Wesen und Streben der an Stimmenzahl stärksten Partei so unwahrhaftig dargestellt werden. Da kam das norddeutsche allgemeine Dementi: die Geschichte sei „eine lächerliche Hundstagsphantasie“; die Herren von Trotha und Ebbhardt müßten nichts von dem ihnen zugeschriebenen Plan. Der Redakteur des „Vorwärts“ hielt seine Behauptung aufrecht und erklärte, Herr von Trotha müsse entweder von seinem Gedächtniß im Stich gelassen sein oder die Wahrheit verschwiegen haben. Zwei Haussuchungen in der Redaktion, Expedition, Druckerei des sozialdemokratischen Centralorgans, Polizei und Gericht glauben also noch immer, daß sie bei solcher Streife im Haus flüger Männer etwas finden können. Das Blatt wurde beschlagnahmt, der Verantwortliche Redakteur, Herr Leid, verhaftet. Polizei und Gericht glauben also noch immer, daß der Proletarier, der sozialdemokratische Blätter geziert, eine mehr als formale Verantwortung trägt. Herr Leid soll Großen Unzug verübt und sich der Majestätskleidigung schuldig gemacht haben. Auch die Todfeinde der Sozialdemokratie haben in dem inkriminierten Artikel keine Spur eines dieser beiden Delikte zu finden vermocht. Von einer Majestätsleidigung könnte selbst dann nicht die Rede sein, wenn behauptet worden wäre, der Kaiser habe den Plan gebilligt; und für die Verübung Großen Unzugs durch die Presse hat die neuste Judikatur des Reichsgerichtes Normen geschaffen, die in diesem Fall die Verurtheilung unmöglich machen. Sollte der ruhige und gewissenhafte Oberstaatsanwalt Henkel den großen Aufwand veranlaßt haben? Raum gäublich. Er muß mindestens wissen, daß nicht der geringste Grund zur Verhaftung des Herren Leid zwang, der erstens einer Strafhat nicht dringend verdächtig, zweitens nicht in der Lage ist, den Thatbestand zu verbunkeln, und sich drittens eben so wenig wie irgend ein anderer sozialdemokratischer Redakteur den Folgen der That durch die Flucht entzogen hätte. Einerlei. Daß es sich nur um eine „lächerliche Hundstagsphantasie“ gehandelt habe, glaubt Niemand mehr. Und das Verfahren kann, nach Allem, was man vermuten darf, merkwürdige Überraschungen bringen. Adjutanten, Hofbeamte, Bewohner von Pichelswerder werden nach Roabit marschieren und schwören müssen. Aber findet der Leiter unserer internationalen Politik, daß auf solchen Wegen das Prestige des Deutschen Reiches gestärkt werden kann? Daß es möglich ist, dem Erdkreis zu zeigen, welche — im schlimmsten Fall — winzige Unklugheit bei uns die Behörden zu alarmieren und ein hochnothwendiges Verfahren zu bewirken vermag? Der Frage sollte er nachdenken und der Sache ein Ende machen, ehe es zu spät wird. Schon reiben die Sozialdemokratien die Hände. Bleibt ihr neuerster Märtyrer in Haft, dann werden sie bald im Bibelstil zu den Regierenden sprechen: Was Ihr Leid tharet, wird Euch Leid thun.